

ISSN 0259-7446

€ 4,80

medien & **zeit**

Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart

Thema:
Journalismus – Person – Werk

Verteidigung des
verdächtigen Subjekts

Journalismus –
eine Kulturleistung?

Braucht der Journalismus
einen Kanon?

Plädoyer wider die
biographische Blindheit

Bibliographie
Wolfgang R. Langenbucher
1964 – 2006

3/2007

Jahrgang 22

medien & zeit

Inhalt

Verteidigung des verdächtigen Subjekts in zehn Punkten und zehn Minuten 4	Gunter Reus
Journalismus – eine Kulturleistung? Zur Wiederentdeckung der journalistischen Persönlichkeit 7	Walter Hömberg
Braucht der Journalismus einen Kanon? Über das sinnstiftende Potenzial journalistischer Leistungen 12	Petra Herczeg
Wider die biographische Blindheit Plädoyer für Journalismus, Werke und Personen 21	Wolfgang R. Langenbucher
Bibliographie Wolfgang R. Langenbucher 1964 – 2006 Ein Schriftenverzeichnis zur Emeritierung 33	
Rezensionen 55	

Impressum

Medieninhaber.

Herausgeber und Verleger:

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung
(AHK)“, A-1180 Wien, Postfach 442
<http://www.medienundzeit.at>

© Die Rechte für die Beiträge in diesem Heft liegen beim
„Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“

Vorstand des AHK:

Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Duchkowitsch (Obmann),
a.o. Univ.-Prof. Dr. Fritz Hausjell (Obmann-Stv.),
Mag. Gaby Falböck (Obmann-Stellvertreterin),
Mag. Bernd Semrad (Geschäftsführer),
Mag. Christian Schwarzenegger (Geschäftsführer-Stv.),
Mag. Gisela Säckl (Schriftführerin),
Dr. Erich Vogl (Schriftführer-Stv.),
Mag. Marion Linger (Kassier),
Dr. Norbert P. Feldinger (Kassier-Stv.)

Redaktion:

Bernd Semrad, Wolfgang Duchkowitsch,
Fritz Hausjell, Christian Schwarzenegger

Lektorat und Layout:

Bernd Semrad

Redaktion Buchbesprechungen:

Gaby Falböck (gabriele.falboeck@univie.ac.at)

Korrespondenten:

Prof. Dr. Hans Bohrmann (Dortmund),
Univ.-Prof. Dr. Hermann Haarmann (Berlin),
Univ.-Prof. Dr. Ed Mc Luskie (Boise, Idaho),
Univ.-Prof. Dr. Arnulf Kutsch (Leipzig),
Dr. Markus Behmer (München),
Prof. Dr. Rudolf Stöber (Bamberg)

Druck:

Buch- und Offsetdruckerei Fischer,
1010 Wien, Dominikanerbastei 10

Erscheinungsweise:

medien & zeit erscheint vierteljährlich

Bezugsbedingungen:

Einzelheft (exkl. Versand): € 4,80
Doppelheft (exkl. Versand): € 9,60

Jahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): € 17,60
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): € 24,00

StudentInnenjahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): € 12,80
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): € 19,20

Info und Bestellung unter abo@medienundzeit.at

Bestellung an:

medien & zeit, A-1180 Wien, Schopenhauerstraße 32
oder über den gut sortierten Buch- und Zeitschriftenhandel

ISSN 0259-7446

Editorial

Journalismus – Person – Werk: eine Begriffstria, die – zugespitzt zur Frage „Braucht Journalismus (noch) Persönlichkeit?“ – Thema eines Symposiums im Oktober 2006 war. Anlass für die Veranstaltung an der Universität Wien war die Emeritierung von Univ.-Prof. Dr. Wolfgang R. Langenbacher. Als eine wissenschaftliche Würdigung wurden Fachvertreter geladen, um einer seiner großen, oft diskutierten, aber (der Natur der Frage entsprechend) nie entschiedenen Fragestellungen nachzugehen und zugleich anzuknüpfen an Langenbachers gleichnamigen Vortrag im Rahmen der Jahrestagung der Fachgruppe Kommunikationsgeschichte der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft im Jänner 2006: Der Rolle der Persönlichkeit im und für den Journalismus.

Gemeint ist mit der Wiederentdeckung der publizistischen Persönlichkeit gewiss keine Wiederbelebung des Dovifatschen Konzepts und damit eine Besinnung auf die Prähistorie des eigenen Faches. Fortschritte der Theoriebildung und Beobachtungsperspektive können, sollen und wollen nicht negiert – freilich aber kritisch auf ihre Konsistenz hin diskutiert werden. Die Kulturleistung Journalismus ist (nicht) denkbar ohne das System in dem sie erbracht, durch das die Kontingenz der Akteurehandlungen systematisch begrenzt wird, aber sie kann auch nicht existieren ohne das bewusste Negieren, Brechen und Weiten der Systemlogik, das Konterkarieren durch schöpferischen Genius, von dem sich das System irritieren und anregen lässt. Die Persönlichkeit ist zudem eine Ordnungsgröße im Diskurs, die für Orientierung, Selektion und Bewertung sowohl für Leser, Konkurrenten als auch eventuell Geldgeber Relevanz aufweist. Durch die Nennung von involvierten Persönlichkeiten lässt sich Komplexität durch Zuschreibung als Subjekteigenschaft reduziert bündeln und verarbeiten. *medien & zeit* versucht mit diesem Heft durch die Abbildung einiger Vorträge dieser vom Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung und dem Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien veranstalteten Tagung, die Debatte zu dokumentieren, lebendig zu halten und einen Querschnitt vertretener Positionen zur Diskussion zu stellen.

Gunter Reus versucht sich eingangs an einer „Verteidigung des verdächtigen Subjekts“ – der publizistischen Persönlichkeit – in zehn Punkten und, der Vortragsform entsprechend, zehn Minuten. Die Dialektik von System und Subjekt wird in seiner pointierten Beweisführung als unabdingbares kreatives Antriebsaggregat von Journalismus argumentiert.

Walter Hömberg, der sich in einem sehr persönlich gehaltenen Aufsatz besonders auch dem Emeritus widmet, diskutiert die unterschiedlichen Positionen gegenüber der Rolle der Persönlichkeit unter dem Gesichtspunkt der Paradigmenentwicklung von der normativ-ontologischen Publizistik- zur deskriptiv-analytischen Kommunikationswissenschaft und verweist auf das schöpferische, kulturelle Element im Journalismus, das letztlich auch an Personen gebunden ist.

Petra Herczeg geht der Frage nach, ob der Journalismus einen Kanon braucht. In ihren Gedanken über das sinnstiftende Potenzial journalistischer Leistungen und die Dependenz journalistischer von literarischen Kanons setzt sie sich kritisch mit Funktion von und Vorurteilen wider Kanonbildung auseinander. Nicht Heiligprechung oder konservative Konserve, nicht Projektion von zeitgenössischen Qualitätsvorstellungen auf historischen Journalismus, sondern ein aktiver und diskursiver Verständigungsprozess über die Leistungserwartungen an herausragende journalistische Leistungen.

Langenbachers Beitrag basiert auf seinem eingangs erwähnten Vortrag bei der Tagung der DGPK-Fachgruppe Kommunikationsgeschichte, dessen Überlegungen er für das vorliegende Heft in einigen Dimensionen näher ausgeleuchtet hat. Aufbauend auf der These, dass ein Verständnis von Journalismus als Kulturleistung die Person und ihre Biographie wieder zentral in sein Aufmerksamkeitspektrum nehmen müsste, bilanziert und dokumentiert er Unternehmungen, die Biographienblindheit in der Journalismusforschung zu überwinden. Er entfaltet so ein Plädoyer für die wissenschaftliche Rekonstruktion des Autors und des von ihm geschaffenen Werks (und speziell auch des Buchjournalismus) als mehr als nur eine „Wiener Spezialität“, sondern als eine Selbstverständlichkeit einer Journalistik, die nicht blutleer bleiben will.

Im Anschluss daran präsentiert *medien & zeit* die (vorläufige) Bilanz einer wissenschaftlichen Persönlichkeit im besten Sinne: Die erweiterte Fassung der Gesamtbibliographie Wolfgang R. Langenbachers (1964-2006) wird erstmals hier abgedruckt. Das „Schriftenverzeichnis zur Emeritierung“ dient als Zeugnis, Orientierungshilfe, Inspirationsquelle und Herausforderung.

medien & zeit wünscht Wolfgang R. Langenbacher weiterhin eine schaffensreiche Zeit. Das vorliegende Heft versteht sich somit weniger als „Festgabe“ zur Emeritierung denn als Aufforderung, dass „sein“ Thema weiterhin kompetent diskutiert werden soll und im wissenschaftlichen Diskurs präsent bleibt.

Die Redaktion

Verteidigung des verdächtigen Subjekts in zehn Punkten und zehn Minuten

Gunter Reus

Kurz vor dem Mittagessen sollte es schnell gehen, und anstrengen darf es auch nicht mehr. Erlauben Sie mir deshalb ein Wissenschaftsfeuilleton (eine solche Form, wenn es sie denn gibt, ist unserem Gegenstand vielleicht recht angemessen), ein Feuilleton also zur Verteidigung des verdächtigen Subjektes in zehn Punkten und zehn Minuten.

1. Der Doktor forscht gern, und dieser Woyzeck ist ein „interessanter Kasus“. „Subjekt Woyzeck“ nennt ihn der Doktor und diagnostiziert „die schönste Aberratio mentalis partialis“. Zwar stopft dieser Woyzeck immer brav seine Erbsen in sich hinein. Aber das Subjekt hat einen Kopf. Es philosophiert. „Er kommt noch ins Narrenhaus, Woyzeck“, sagt der Doktor. Das Subjekt ist verdächtig im Land Georg Büchners. Aber: ein interessanter Kasus.

2. Im Land der Systemtheorie ist das Subjekt nicht einmal mehr das. Es ist aufgegeben, entlassen aus der Aufmerksamkeit jener, die mit Niklas Luhmann den Pakt fürs Forscherleben geschlossen haben. „Sozialwissenschaftler“, schreibt Manfred Rühl im Septemberheft 2006 der „Publizistik“, „gehen seit langem zu Individualbegriffen wie Subjekt, Mensch, Person und Akteur auf Distanz. Mit Individualbegriffen sind keine sozialwissenschaftlichen Fragen zu formulieren, zu bearbeiten und zu lösen – es sei denn die Wirklichkeiten der Humankommunikation werden a priori versimpelt.“ Und weiter heißt es: „Lassen Sozialwissenschaftler den Subjektbegriff als unbrauchbar fallen, dann zugunsten empirisch testfähiger Rollenbegriffe. Soziale [...] Rollen und Rollenkombinationen sind nur in Systemreferenz vorstellbar [...]: keine Journalisten ohne Journalismussystem.“¹

So aber hakt sich Sozialwissenschaft fest an der Vorstellung alles determinierender Referenzen, alles erklärender „Strukturen“, Regeln, Systeme. So beharrt sie darauf, dass sich soziale Funktions-

gefüge selbst steuern und dazu zwar Rollen, aber keine Charaktere mehr brauchen.

Ich halte diese Missachtung des Subjekts für fatal. Weil sie unser Verständnis von journalistischer Leistung blockiert. Weil sie in der Ausbildung kontraproduktiv wird. Und weil sie die Augen verschließt vor Veränderungen. Längst zerfällt nämlich

3. das Medienpublikum in immer kleinere Zielgruppen. Mobile Endgeräte treiben Fragmentierung und Individualisierung voran. Schon deshalb können wir es uns nicht leisten, „Individualbegriffe“ aufzugeben. Unterhaltung, Werbung, Nachrichten – das wird bald ganz auf die subjektiven Bedürfnisse von Handybesitzern zugeschnitten sein. Auch im Internet, Stichwort Web 2.0, werden wir Zeuge, wie eine Art öffentlicher Individualkommunikation entsteht. Was einmal Rezipientenmasse war, zeigt nun Gesicht, stellt intimste Gedanken, Tagebücher, Reiseberichte, eigene Filme, Bilder, Reportagen ins Netz. Journalistische Selbsthilfe, von Privat zu Privat. Von der „Autoerotik der Internet-Gemeinde“² spricht die Wochenzeitung ›Die Zeit‹. Längst rezensieren Amazon-Kunden sich ihre Bücher selbst. Und tausendfach versuchen sich Musikliebhaber als Laienkritiker auf ihren Homepages.

Man mag über die Qualität dieser Beiträge lachen. Vieles ist ja auch dilettantisch im Web 2.0. Dennoch: Hier treten Subjekte aus dem Schatten Niklas Luhmanns. Und artikulieren sich auf eine neue Art journalistisch – ganz ohne „Journalismussystem“.

Dort aber, im professionellen Journalismus, war das Subjekt nie verschwunden und wurde immer gebraucht.

4. Was ist ein Subjekt? Grimmsches Wörterbuch, Band 20, Spalte 813: „das erlebende, vorstellende, erkennende, fühlende, wollende wesen“. Nicht denkbar, dass Journalismustheorie ohne solche Wesen auskommen mag. Natürlich

¹ Manfred Rühl: Globalisierung der Kommunikationswissenschaft. Denkprämissen – Schlüsselbegriffe – Theorienarchitektur. In: Publizistik, 51. Jg., 2006, S. 353.

² Thomas Gross: Per Anhalter durchs Universum. Die Laien erobern das Internet. Mit welchen Folgen? Sieben Thesen zur digitalen Zukunft. In: Die Zeit, Nr. 38, 14. 9. 2006, S. 49.

ist die Zeit vorbei, in der ein Matthias Claudius seinen ›Wandsbecker Bothen‹ mit sich und Gott allein redigieren konnte (nicht lange übrigens, dann war er am Ende). Natürlich folgen Medien heute systemlogischen, hochkomplexen Regeln, funktional getragen von „funktionierenden“ Journalisten. Aber sie, die das System am Laufen halten, sind doch nicht ohne Einfluss auf seine Normen. Sie treiben das System doch auch voran, bremsen, verändern – oder könnten es zumindest –, mit ihrem Temperament, ihren Launen, ihrem Widerspruch. Sie entwickeln Journalismus intellektuell und ästhetisch. Also mit Wollen und Fühlen. Eine gute Redaktion, schrieb Theodor Wolff, sei die, in der es gelinge, „viele verschiedenartige Individualitäten zu sammeln, niemand in der Betonung seiner Persönlichkeit zu behindern und doch aus all den Eigenwilligen und Eigenartigen eine Einheit zu bilden“³.

Diese Dialektik von System und Subjekt macht Journalismus erfolgreich. Aus der Feuilletonforschung wissen wir, dass Leser ihre Lektüreentscheidung sehr wohl davon abhängig machen, wer schreibt. Sie suchen den Autor, das Subjekt. Sie suchen Stimmen, deren Tonlage sie schätzen. Auf den Meinungsseiten, aber auch in der Lokalberichterstattung, behaupte ich, ist es ähnlich. Einzelstimmen geben Halt, An-Halt, Ge-Halt. Sie verhindern, dass wir im medialen Dauerrauschen den Verstand verlieren.

5. Was ist ein Subjekt? Großer Brockhaus, Band 21: „Satzglied, das den Träger der Verbalhandlung bezeichnet oder den Bezugspunkt einer Äußerung darstellt“. Also das Ross, also der Reiter, die wir doch nennen sollen. „Alphatiere“, erwidert nun Siegfried Weischenberg, auch er kein Freund von „Individualbegriffen“, machten zwar „den Journalismus sichtbar“, aber auch Eitelkeit, Selbstreferenz, „das Schmoren im eigenen Saft“⁴. Aber diese Alphatiere, diese ewig gleichen Bescheidwiser, diese Reiter auf dem hohen Ross, die sich durch alle Talkshows schwatzen, diesen Zirkus der Personalisierung meine ich nicht. Mit Subjekt meine ich jene, ob prominent oder nicht, die für ihr Handeln, auch für Fehlverhalten einstehen. Die als Rechercheure und Schreiber Verantwortung übernehmen. Die sich nicht in den Sachzwängen des Systems und hinter Passivkonstruktionen verstecken. Schuld und

Verantwortung sind individuell. Mut auch.

Dieses kritische, selbstkritische Subjekt macht Journalismus sichtbar. Auch seine Mythen. Denn

6. unsere Vorstellung, Journalismus bilde die Wirklichkeit mit unbestechlichem Objektiv ab, ist ja nachhaltig erschüttert. Dass „Wirklichkeit“ in den Medien ein Konstrukt ist, kann nach Jahrzehnten der Nachrichtenwertforschung niemand mehr bestreiten. Die Nachrichtenmaschine erinnert uns selbst daran – mit einem Augenzwinkern des Moderators, mit ironischen Textschlenkern und Bildern distanziert sie sich weit häufiger als früher von ihrem Gegenstand wie auch vom hohen Ton vermeintlicher Objektivität.

Ich halte das für gut. Journalismus ist kein Protokoll, sondern Interpretation. Ist Wirklichkeit gefiltert durch Köpfe. Journalisten bieten der Gesellschaft Vorstellungen und Gewissheiten darüber an, wie sie beschaffen ist. Das ist ihre integrative Leistung. Mehr Einblick in die Begrenztheit dieser Interpretation aber erlaubte es der Gesellschaft, die Gewissheiten ihrerseits zu interpretieren. Mehr Subjektivität, so wäre zu wünschen, hieße also nicht mehr Meinungsmache, sondern mehr Transparenz. Jede Nachricht als vorläufiges Werk von Menschen und nicht von unanzweifelbar objektiven Quellen kenntlich zu machen, sie durch Quellenkritik gleichsam mit subjektivem Herkunftsnachweis zu versehen – das ließe das Informationsgeschäft ehrlicher werden.

7. Erkennen, fühlen, wollen, Ross und Reiter nennen, Verantwortungsbewusstsein, Mut, Transparenz – was für ein Programm für die journalistische Ausbildung.

8. Grimmsches Wörterbuch, Spalte 812: „bei Paracelsus [subjectum] als etwas, das andern einfließen unterliegt“. Also doch die Macht des Systems, der Strukturen? Ja, zweifellos. Weltweit ist die Freiheit des subjektiven Blickes politisch bedroht. Anna Politkowskaja hat in Russland gerade für die Einsichten, die sie wagte, mit dem Leben bezahlt. Und da, wo Journalisten frei hinschauen dürfen, wird ihr Blick doch auch gelenkt und eingetrübt – von der Macht der Quoten und Verkaufszahlen, von der Macht der Lobbies und Wirtschaftsinteressen. Über die Hälfte aller Mel-

³ Theodor Wolff: Die deutsche Tagespresse. „Organisation der Zeitung“. In: Die literarische Welt 2, 25.6.1926, S. 1, zit. n. Bernd Sösemann (Hrsg.): Theodor Wolff. Der Journalist. Berichte und Leitartikel. Düsseldorf u. a.: Econ

1993, S. 223.

⁴ Siegfried Weischenberg/Maja Malik: Nachgeforscht. In: Journalist, Nr. 8, 2006, S. 11.

dungen in sechs dpa-Landesbüros, so ergab eine Studie von Tobias Höhn in Leipzig, geht auf PR-Meldungen zurück, vielfach ohne jede Nachrecherche.⁵ Ökonomischer Druck. Konkurrenzdruck. Zeitdruck. Systemdruck. Ja, das journalistische Subjekt ist umstellt und keineswegs autonom. Eben darum weiß ich mir kein anderes Mittel gegen seine Schwäche als den Versuch es durch Ausbildung zu stärken. Systeme, auch Journalismussysteme, wollen Anpassung. Widerstand kommt vom Subjekt. „J'accuse“, schrieb Zola. Nicht: „On accuse.“

9. Ausbilden heißt, das Subjekt zum bewussten Ausdruck seiner Fähigkeiten zu bilden. Wer bil-

det, braucht Vorbilder. Journalismusgeschichte ist die Geschichte des Kampfes um den freien, bewussten Ausdruck. Viele haben ihn gewollt; Einzelne, Subjekte, haben ihn gewagt. Dies produktiv zu machen – durch Lesen, durch Studium – darum geht es.

10. Was ist ein Subjekt? Grimmsches Wörterbuch, Spalte 812: „persönlicher Träger bestimmter zustände, die der eigentliche gegenstand einer wissenschaftlichen betrachtung sind“. Das trifft es. Und dann steht da noch: „vgl. frz. sujet ‚körper, leiche, patient‘.“ Leiche? Nein. Woyzeck isst ja noch brav seine Erbsen. Er stirbt noch nicht. Das Subjekt bleibt ein interessanter Kasus.

Gunter REUS (1950)

Dr.; ist außerplanmäßiger Professor für Journalistik an der Hochschule für Musik und Theater Hannover. Nach Studium (Komparatistik, Germanistik, Kunstgeschichte) und Promotion in Mainz lehrte er fünf Jahre als DAAD-Lektor an der Universität Lille/Frankreich. Reus war als freier Journalist für die *Allgemeine Zeitung* und den Südwestfunk in Mainz tätig. Nach einem Volontariat arbeitete er als Zeitungsredakteur in Bad Homburg und Frankfurt, bevor er in die Hochschule zurückkehrte. Schwerpunkte: Feuilletonforschung, Kinder und Medien, Sprache und Stil der Massenmedien.

⁵ vgl. Tobias D. Höhn: Die heimlichen Verführer. In: *Message*, Nr. 4, 2005, S. 52-55.

Journalismus – eine Kulturleistung? *

Zur Wiederentdeckung der journalistischen Persönlichkeit

Walter Hömberg

Im ersten Heft des Jahrgangs 1988 druckte die „Publizistik“ die Bibliographie eines Wissenschaftlers, dessen Name heute schon mehrfach gefallen ist und von dem im Laufe des Tages sicherlich noch häufig die Rede sein wird. Auf zehn eng bedruckten Seiten sind dort Selbständige Schriften, Editionen, Aufsätze und Rezensionen verzeichnet – ohne Anspruch auf Vollständigkeit.¹

Als Bibliograph hatte ich selbstverständlich den Ehrgeiz gehabt, alle Titel per Autopsie zu erfassen. So ganz gelang das nicht – einige der Publikationen waren an sehr entlegener Stelle erschienen. Deshalb telefonierte ich mit diversen Fachbibliotheken, um die Quellenangaben zu überprüfen. Dazu musste natürlich der Anlass der Recherchen offenbart werden: Es war der 50. Geburtstag von Wolfgang Rudolf Langenbucher, dessen zweiter Vorname nach schlechter amerikanischer Sitte leider immer nur verstümmelt gedruckt wird. Zwei Reaktionen der hilfsbereiten Bibliothekarinnen sind mir in Erinnerung geblieben: Diejenigen, denen er nur beruflich begegnet war – als Autor einer Vielzahl von Veröffentlichungen aus 25 Jahren, sie fragten erstaunt: Was, so jung ist der noch? Ganz anders die Antwort derjenigen, die ihn auch persönlich kannten. Sie sagten unisono: Was, so alt ist der schon ...

Beide Reaktionen kann ich mir auch heute vorstellen, wenn dieser Autor mit einem Symposium anlässlich seiner noch ganz frischen Emeritierung geehrt wird. Ich möchte hier keinen systematischen Überblick geben, sondern nur einige Anmerkungen und Beobachtungen vortragen – Fußnoten eines Bibliographen sozusagen, die anknüpfen an ausgewählte Publikationen des jungen Emeritus. Dazu habe ich einige Stichworte notiert, geordnet in vier Kapitel.

1. Person, Organisation, System

Am Beginn wieder eine persönliche Erinnerung: Im Sommer 1965, also vor 83 Semestern, habe

ich an der Freien Universität Berlin studiert und dabei viele Vorlesungen bekannter Wissenschaftler besucht: bei den Germanisten Wapnewski, Emrich und Lämmert, bei den Soziologen Lieber und Scheuch, bei den Politologen Sontheimer, bei den Publizisten Eberhard und Dovifat. Emil Dovifat war schon emeritiert, aber seine einstündige Mittagsvorlesung galt als Kult. Das Thema lautete damals: „Die feuilletonistische Form als publizistisches Mittel“. Er erläuterte seine Thesen hauptsächlich am Beispiel konservativer Publizisten aus Geschichte und Gegenwart – das linke Feuilleton der Weimarer Zeit etwa kam so gut wie nicht vor.

Drei Jahre später erschien Dovifats „Handbuch der Publizistik“. Ein zentrales Kapitel im systematisch angelegten ersten Band trägt den Titel „Die publizistische Persönlichkeit“. Dovifat definiert am Beginn: „Aus freier innerer Berufung oder – totalitär – im kollektiven Auftrag ist der Publizist der persönliche Träger seiner öffentlich bestimmten und öffentlich bewirkten Aufgabe. Aus der Gabe der Einfühlung und der Form sucht er sachlich unterrichtend und überzeugend oder emotional überwältigend Wissen, Wollen und Handeln der Angesprochenen zu bestimmen.“² Der Verfasser umreißt dann mit alteuropäisch-idealistisch grundierten Begriffen ein Qualifikationsprofil, in dem „Berufung“, „Sendung“, „Gewissen“ und „Begabung“ als zentrale Koordinaten publizistischer Berufe beschworen werden.

Die frühe Publizistikwissenschaft, für die Dovifat quasi als Prototyp gilt, ging von einem fatal falschen Kommunikationsmodell aus und befasste sich eher mit der Berufsideologie als mit der Berufswirklichkeit der Journalisten, die ja faktisch immer mehr innerhalb stark arbeitsteiliger organisierter publizistischer Großunternehmen beschäftigt waren und sind. Zur jungen Garde kritischer Nachwuchswissenschaftler, die dann neue Perspektiven eröffneten, gehörte Wolfgang R. Langenbucher. In seiner Habilitationsschrift zum Thema „Kommunikation als Beruf“, die in

* Vortrag auf dem Symposium aus Anlass der Emeritierung von Wolfgang R. Langenbucher am 19. Oktober 2006 in Wien.

ganzer Länge leider nur im Samisdat per Fotokopie verbreitet ist, verbindet er im Jahre 1973 die Theorieperspektive der so genannten Münchner Schule mit Konzepten der modernen Berufssoziologie, insbesondere mit der Professionalisierungsforschung.³ Und als besonders fleißiger Mitarbeiter der Münchner Arbeitsgemeinschaft für Kommunikationsforschung ist er auch einer der Pioniere der neueren empirischen Journalismusforschung.

Der Begriff „Paradigmenwechsel“ wird häufig vorschnell verwendet – auf die Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Siebzigerjahre trifft er jedoch zu. Das Fach hat sich damals von einer normativ-ontologischen zu einer deskriptiv-analytischen Disziplin gewandelt, und es ist anschlussfähig geworden für die allgemeine sozialwissenschaftliche Diskussion.⁴

Es ist auch anschlussfähig geworden für „Praxis“ in vielerlei Hinsicht: Das gilt für die Aus-, Fort- und Weiterbildung für Kommunikationsberufe – ein Bereich, in dem sich Langenbucher wie wenige andere engagiert hat (zu nennen sind hier besonders Günter Kieslich und Kurt Koszyk). Das gilt auch für die Politikberatung, ja selbst für die Medienplanung. Als „Sozialtechnologie“ mag dies abtun, wer will – wenn man die Aufgabe der Wissenschaft in der Problemdefinition *und* in Impulsen zur Problemlösung sieht, wird man eine solche Entwicklung hoch schätzen.

Weitere Entwicklungsschritte waren dann die Berücksichtigung der Organisations- und der Systemperspektive, die vor allem mit der Schule um Franz Ronneberger verbunden ist. Der Titel von Manfred Rühls Dissertation über „Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System“ ist schnell zum geflügelten Markenetikett geworden.⁵ Der Grundgedanke ist allerdings nicht ganz neu. Bereits in der zweiten Nummer der „Fackel“ von Mitte April 1899 konstatiert Maximilian Harden in einem Brief an den „lieben Kameraden Kraus“ in Wien, dass „die Journalistik ein gross-

capitalistisch betriebenes Gewerbe geworden ist“ – und er kann sich dabei schon auf Lassalle als Vorgänger berufen.⁶ Der zitierte Brief war an einen Mann gerichtet, der den Typ des Individualpublizisten verkörperte – schon damals eine aussterbende Gattung, die allerdings noch bis in die Sechzigerjahre als Modell für die persönlichkeitsorientierte Publizistikwissenschaft diente.

Systematisches Denken hat bekanntlich eine lange Tradition, die bis in die griechische Philosophie zurückreicht. Auch in Bezug auf Kommunikation im Allgemeinen sowie auf Massenkommunikation und Journalismus im Besonderen haben System-Ansätze eine beachtliche Ahnenreihe – sie lässt sich von Alfred Peters über Otto Groth bis zu Robert Eduard Prutz und anderen zurückverfolgen. Wenn wir heute von „Systemtheorie“ sprechen, meinen wir vor allem jenes elaborierte System/Umwelt-Paradigma, dessen Ausarbeitung Niklas Luhmann sein Leben gewidmet hat. Wie in vielen anderen Disziplinen hat sich die Systemtheorie auch in der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft weitgehend durchgesetzt.

2. Gewinne und Verluste

Bei einer Bilanz muss man neben den Gewinnen immer auch die Verluste registrieren. Auf der Gewinnseite der systemtheoretisch inspirierten Medienforschung steht, dass der Strukturwandel hin zum „organisatorischen Journalismus“ ins Visier gelangt ist und auch empirisch-analytisch fassbar wurde.

Probleme macht indes die Ausblendung des Subjektbegriffs bzw. die Ablehnung des Begriffs der Person. Ulrich Saxer hat formuliert: „Mit der Konzeption von Personen als *psychischen Systemen* ermöglicht die Systemtheorie in erster Linie, das Feld der kommunikationswissenschaftlichen Forschungsgegenstände zu homogenisieren und

¹ Walter Hömberg: Wolfgang R. Langenbucher: Auswahlbibliographie 1964-1988. Ein Schriftenverzeichnis zum 50. Geburtstag. In: Publizistik, 33. Jg. 1988, H. 1, S. 127-136. Die Bibliographie wurde fortgeschrieben in: Publizistik, 43. Jg. 1998, H. 2, S. 195-199 sowie in: Publizistik, 48. Jg. 2003, H. 3, S. 352-356.

² Emil Dovifat: Handbuch der Publizistik. Band 1: Allgemeine Publizistik. Berlin 1968, S. 40.

³ Die genauen bibliographischen Angaben finden sich im Schriftenverzeichnis Wolfgang R. Langenbachers, das im

vorliegenden Heft abgedruckt ist.

⁴ Zum Folgenden vgl. Walter Hömberg: Gewinne und Verluste. Vier Fußnoten zur systemtheoretischen Publizistikwissenschaft. In: Heinz Bonfadelli/Jürg Rathgeb (Hrsg.): Publizistikwissenschaftliche Basistheorien und ihre Praxistauglichkeit. Zürcher Kolloquium zur Publizistikwissenschaft. Zürich 1997, S. 41-47.

⁵ Manfred Rühl: Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System. Bielefeld 1969.

erleichtert damit dessen integrale Bearbeitung. Von Luhmanns Theorie der Sozialsysteme aus bilden Individuen Umwelt von sozialen Systemen, da die Mitgliedschaft in solchen gewöhnlich nicht ihre volle Identität beansprucht.⁶⁷

Theorieimmanent mag das überzeugen. Die problematischen Seiten zeigen sich jedoch spätestens bei der Umsetzung auf Felder wie Medienrecht und Kommunikationsethik. Zwar gibt es auch hier manchmal organisatorische Lösungen – wie etwa beim so genannten „Sitzredakteur“, der nach dem deutschen Reichspressegesetz von 1874 stellvertretend für die Redaktion ins Gefängnis ging. Aber dort saß er dann als ganze Person – auch alle seine sonstigen „Rollen“ musste er mitnehmen.

Schließlich: Die systemtheoretische Reduktion auf die redaktionelle Gesamtleistung blendet manche Formen und Varianten des „Qualitätsjournalismus“ aus, die man nur an Subjekten, Personen, Individuen festmachen kann. Als Beispiele nenne ich den Reportagejournalismus, den Feuilletonjournalismus und den literarischen Journalismus.

In diesem Zusammenhang möchte ich ein Zitat wiederholen, das ich schon vor fast auf den Tag genau zehn Jahren auf einem Kolloquium in Zürich anlässlich der Emeritierung von Ulrich Saxer vorgetragen habe. Es stammt von dem jüdischen Kulturhistoriker Egon Friedmann, der sich als Schriftsteller Friedell nannte. Er wohnte hier in Wien in der Gentsgasse 7, im obersten Stock. Als die SA in seine Wohnung eindrang, stürzte er sich am 16. März 1938 aus dem Fenster in den Tod, nicht ohne zuvor noch einem Passanten zuzurufen, er solle beiseite treten. Das Zitat von Egon Friedell lautet: „Bei einem Denker sollte man nicht fragen, welchen Standpunkt nimmt er ein, sondern: wie viele Standpunkte nimmt er ein? Mit anderen Worten: hat er einen geräumigen Denkkapparat oder leidet er an Platzmangel, das heisst: an einem System?“⁶⁸

3. Journalismus als Kulturleistung

Die wissenschaftliche Entwicklung verläuft nicht linear, sondern ist – zumindest in den geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen – auch durch das Prinzip Wiedervorlage bestimmt. In unserem Zusammenhang ist die „Wiederentdeckung der journalistischen Persönlichkeit“ bemerkenswert, die seit den Neunzigerjahren auf einem neuen Reflexionsniveau zu beobachten ist.

Von Wolfgang Rudolf Langenbacher sind hier zentrale Impulse ausgegangen. Im Februar 1994 hat er im Journalistischen Kolloquium der Universität Eichstätt einen Vortrag zum Thema „Journalismus als Kulturleistung“ gehalten, der kurz darauf im „Aviso“, dem Informationsdienst der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, als Essay veröffentlicht wurde. Den Vortragstitel hatte ich ihm in Anspielung an Otto Groths Hauptwerk „Die unerkannte Kulturmacht“ vorgeschlagen, wohl wissend, dass er sich mit diesem Opus eximium des Münchner Privatgelehrten schon 1968 in einer langen Rezension auseinandergesetzt hatte.⁹

Die zentrale These formuliert Langenbacher gleich am Beginn: „Journalismus – dieser Begriff dient als Bezeichnung für sehr unterschiedliche Sachverhalte. Ohne vorher den in der wissenschaftlichen Prosa beliebten definitiven Spitzfindigkeiten Tribut gezollt zu haben, reklamiere ich dieses Wort für einen Gegenstand, den zwar die ältere Zeitungswissenschaft noch kannte, der aber aus der sozialwissenschaftlichen Publizistik- und Kommunikationswissenschaft mehr oder weniger systematisch hinauseskamotiert wurde. Als Journalismus sei eine spezifische Kulturleistung begriffen – vergleichbar Literatur, Theater, Kunst, Philosophie oder Wissenschaft. Wegen der Plausibilität dieser Analogie halte ich mich auch zum Wort ‚Kultur‘ nicht bei begriffs-

⁶ Die Fackel, 1. Jg. 1899, Nr. 2, S. 1-6, hier S. 3.

⁷ Ulrich Saxer: Systemtheorie und Kommunikationswissenschaft. In: Roland Burkart/Walter Hömberg (Hrsg.): Kommunikationstheorien. Ein Textbuch zur Einführung. 3., überarbeitete und erweiterte Aufl. Wien 2004, S. 85-110, hier S. 87f.

⁸ Nach Peter Haage: Der Partylöwe, der nur Bücher fraß. Egon Friedell und sein Kreis. München 1977, S. 98.

⁹ Wolfgang R. Langenbacher: Otto Groth. Die unerkannte Kulturmacht. Grundlegung der Zeitungswissenschaft (Periodik). In: Göttingische Gelehrte Anzeigen, 220. Jg. 1968, H. 1-2, S. 156-176.

klärenden Präliminarien auf. Nur so viel: Indem Journalismus diesen unbestrittenen traditionsreichen Kulturleistungen hinzugefügt wird, soll postuliert werden, daß Journalismus, der den Rang einer Kulturleistung hat, nicht terminologisch zur Literatur geadelt werden muß, um seinen ästhetischen und intellektuellen Rang angemessen zu benennen.¹⁰

Diese Ausgangsthese wird dann näher entfaltet: Neben der alltäglichen Vermittlung, die die Medien zur „Verwaltung unserer kommunikativen Daseinsvorsorge im Alltag von Beruf, Politik, Kultur und Freizeit“ betreiben als „Transportmittel einer [...] professionell hergestellten Öffentlichkeit“¹¹ – daneben bieten sie auch ein Forum für genuine kulturschöpferische Leistungen. Der Autor nennt Namen als Beispiele für das, was man früher ganz ungeniert „großen Journalismus“ nannte: Egon Erwin Kisch und Karl Kraus, Alfred Polgar und Kurt Tucholsky, Joseph Roth und Carl von Ossietzky, Maximilian Harden, Theodor Wolff und Max Winter.

Diese Autoren haben – jeder für sich – ein „Werk“ geschaffen, das auch in einschlägigen Sammelbänden dokumentiert ist. In drei Anthologien hat Langenbucher zusammen mit seinen Wiener Mitarbeitern die große Tradition des österreichischen Journalismus exemplarisch vorgestellt. Sie tragen markante Titel: „Sensationen des Alltags“, „Vertriebene Wahrheit“ und „Unerhörte Lektionen“.

Sind das nur historische Phänomene, seltene Preziosen, Ausstellungsstücke aus den Kommunikationsmuseen vergangener Zeiten? Keineswegs, auch innerhalb der aktuellen Medienflut gibt es „publizistische Persönlichkeiten“, die innerhalb der großen Medienapparate ihr eigenes Werk schreiben. Um dies deutlich zu machen, hat Langenbucher im Jahre 2000 am Wiener Institut eine „Dozentur für Poetik des Journalismus“ eingerichtet. Sie ist benannt nach Theodor Herzl, der heute fast nur noch als Begründer des politischen Zionismus bekannt ist, aber auch einer der bedeutendsten Journalisten des 19. Jahrhunderts in Wien war.

Die Vorlesungen der Gastdozenten, ergänzt um ausgewählte eigene journalistische Arbeiten, liegen inzwischen in sechs handlichen Bänden vor – der nächste wird gerade vorbereitet. Unter den Autoren sind Reporter wie Kai Hermann, Margrit Sprecher und Gerhard Kromschöder, Hörfunk- und Fernsehkommentatoren wie Peter Huemer und Luc Jochimsen sowie journalistische Allrounder wie Herbert Riehl-Heyse und Klaus Harpprecht. Ihre nahezu bibliophil gestalteten Werkstattberichte zeigen, dass der Qualitätsjournalismus keineswegs ausgestorben, sondern auch heute noch sehr lebendig ist.

4. Auf der Suche nach Vorbildern

Die Studenten der Sechziger- und frühen Siebzigerjahre erinnern sich – auch unabhängig von einer bestimmten, inzwischen mythenvernebelten Jahreszahl – an markante Signaturen eines Umbruchs. Dies betraf nicht nur die Institutionen, sondern auch intellektuelle Traditionen. Vorgegebene Leitlinien und herkömmliche Leitbilder wurden demontiert oder zumindest in Frage gestellt.

In der Literaturwissenschaft – zum Beispiel – begann ein Kampf *gegen* den klassischen Kanon der tradierten Texthierarchien und *für* eine Erweiterung auf aktuelle Gegenwarts- und Gebrauchstexte. Er weitete sich aus auf die Auswahl der Schullektüre, die jetzt als Sozialisationsinstanz wahrgenommen wurde und unter Manipulationsverdacht geriet.

In dieser Zeit veröffentlichten zwei junge Zeitungswissenschaftler, die gerade erst ihr Studium abgeschlossen hatten, ein erstaunliches Buch. Unter dem Titel „Versäumte Lektionen“ lieferten sie einen „polemischen Gegenentwurf“ zur traditionellen Gestalt deutscher Lesebücher.¹² Das erklärte Ziel: „Der Erziehung zu wirklichkeitsfremdem Tiefsinn, die unsere Lesebücher heute betreiben, soll in diesem Entwurf eine aufklärerische Weltorientierung entgegengesetzt werden, die der ‚Idee der kritischen Vernunft‘ [...] verpflichtet ist.“¹³

¹⁰ Wolfgang R. Langenbucher: Journalismus als Kulturleistung. Aufklärung, Wahrheitssuche, Realitätserkundung. In: *Aviso*, 5. Jg. 1994, Nr. 11, S. 7-10, hier S. 7.

¹¹ Ebd.

¹² Peter Glotz/Wolfgang R. Langenbucher (Hrsg.): *Versäumte Lektionen. Entwurf eines Lesebuchs*. Gütersloh 1965, Vorwort, S. 21.

¹³ Ebd., S. 15.

Dem alten Kanon, gespeist aus deutscher Innerlichkeit und Agrarromantik, setzen die Autoren einen neuen Kanon entgegen, und zwar in Rückgriff auf die Traditionen der Aufklärung. Rückwärtserinnerung als Vorwärtsutopie – nach dem gleichen Prinzip haben die beiden Herausgeber Peter Glotz und Wolfgang R. Langenbacher dann neun Jahre später, 1974, ein weiteres Buch komponiert: „Vorbilder für Deutsche. Korrektur einer Heldengalerie“. Es versammelt 21 Lebensläufe, die „die vergessene, verdrängte und verschlammte Tradition der sozialen Demokratie“ repräsentieren sollen.¹⁴

Diese Linie lässt sich bis in die Gegenwart ziehen: Im Jahre 2004 erschien der von Langenbacher initiierte Sammelband „Das Gewissen ihrer Zeit. Fünfzig Vorbilder des Journalismus“. Die porträtierten Journalisten stehen als Beispiele für Aufklärung, Gesellschaftskritik, politische Kontrolle.¹⁵

Wieder ein Anlauf zur Kanonbildung, wieder die Suche nach Vorbildern. Woher kommt dieser merkwürdige Impuls, wie lässt er sich erklären? Alexander Mitscherlich hat die komplexen Zusammenhänge zwischen Individuum und Gesellschaft, zwischen Psychischem und Sozialem

aufgezeigt. Und so mag man in dieser Suche nach Vorbildern auch einen Reflex auf die „vaterlose Gesellschaft“ sehen.

* * *

Was wird der neue Emeritus jetzt machen? Ich denke, er wird ein Anreger bleiben, der nicht nur den Journalismus, sondern auch die intellektuelle Provokation liebt. Ich hoffe, dass er weiter die gesellige Konversation in seinem privaten „Journalistischen Salon“ pflegt, diesem wunderbaren Gesprächszipfel, der ja auch in der Tradition der Aufklärung steht.

Das Schriftenverzeichnis ist inzwischen auf 30 Seiten angewachsen. Wir sind gespannt, was jetzt noch kommt. Vielleicht ein Kochbuch – oder ein Weinführer?

Der Bibliograph registriert ja normalerweise nur die erschienenen Werke. Aber diesmal hat er vielleicht einen Wunsch frei: Er wünscht sich eine große Monographie, in der die Gedanken dieses Autors zum Themenfeld Journalismus, Gesellschaft, Politik und Kultur zusammengefasst sind. „Journalismus als Kulturgut“ – das wäre vielleicht nicht der schlechteste Titel dafür.

Walter HÖMBERG

Universitätsprofessor Dr. phil., lehrt Kommunikationswissenschaft an der Katholischen Universität Eichstätt und leitet den dortigen Diplomstudiengang Journalistik. Von 1992 bis 1995 war er Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Seit 1996 ist er Sprecher des Münchner Arbeitskreises öffentlicher Rundfunk. Er hat Gastprofessuren an den Universitäten Fribourg und Wien wahrgenommen und ist Herausgeber mehrerer Buchreihen und Jury-Mitglied diverser Journalistenpreise. Seine Arbeitsgebiete sind kommunikationswissenschaftliche Berufsforschung, Kultur- und Wissenschaftskommunikation sowie Medien- und Kommunikationsgeschichte.

¹⁴ Peter Glotz/Wolfgang R. Langenbacher (Hrsg.): Vorbilder für Deutsche. Korrektur einer Heldengalerie. München, Zürich 1974, Vorwort, S. 8.

¹⁵ Hans-Jürgen Jakobs/Wolfgang R. Langenbacher (Hrsg.): Das Gewissen ihrer Zeit. Fünfzig Vorbilder des Journalismus. Wien 2004.

Braucht der Journalismus einen Kanon?

Über das sinnstiftende Potenzial journalistischer Leistungen

Petra Herczeg

Das Wort „Kanon“ kommt aus dem Griechischen und diente ursprünglich zur Benennung einer Rohrart, „die zur Korb- und Messruthenherstellung und auch für Waagebalken verwendet wurde. Daraus leitete sich der aus Rohr gefertigte Stab, der Maßstab ab...“¹ Am Anfang stand also ein – viel später heftig umgedeutetes – Wort, das aus dem „technischen“ Bereich kam und vom griechischen Bildhauer Philoket als Leitwährung für die Darstellung der Proportionen von menschlichen Körpern genutzt wurde.² Und im 5. Jahrhundert v. Chr. hat der Lyriker Pindar Oden auf olympische Sportler verfasst und als erster den Gedanken der Unsterblichkeit des Menschen durch Poesie formuliert. Soweit ein an zwei historischen Anknüpfungspunkten abgesteckter Ursprung.

Unter dem Begriff „Kanon“ werden heute unterschiedliche Kanonformen und -arten subsumiert, die dafür verantwortlich sind, dass „Kanon“ – ausgehend von den eigenen Erfahrungen mit Lektürekannones in Schule und Universität – oft missverständlich interpretiert wird. Diese tradierten Vorstellungen von apodiktisch scheinenden Kanonbildungen und die folgenden Diskussionen verstellen möglicherweise die Sicht auf all das, was mit Kanonbildung konnotiert werden kann.

Ein Kanon ist mehr als die „Pflege von Lektüre“, ein Kanon ist vor allem ein fortwährender kommunikativer Aushandlungsprozess, der für eine Fachrichtung identitätsstiftende Funktionen erfüllen kann. Für die Publizistik- und Kommunikationswissenschaft würde dies bedeuten, dass die Leistungen des Journalismus in der Kommunikationsgesellschaft zusätzlich über die Journalisten und Journalistinnen und ihre Werke definiert werden.

Im Vordergrund der Journalismusforschung steht nach wie vor der nachrichtliche Journalismus, an den sich Qualitätsdiskussionen und Fragen der

Entgrenzungsprozesse im Journalismus³ richten. Im Folgenden geht es aber weder um die Darstellung differenter Journalismustheorien, die unterschiedliche Systematisierungen nach sich zogen, noch um die damit verbundenen Journalismustraditionen, deren Bogen – salopp zusammengefasst – von den funktionalistischen, konstruktivistischen und kritischen Theorien des Journalismus beschrieben werden kann. Auch geht es nicht um einen „Rückfall“ oder eine „Rückbesinnung“ in Richtung eines normativen individualistischen Journalismusbegriffes (Stichwort: „journalistische Begabungsideologie“), sondern darum, inwieweit eine Kanonbildung im Journalismus möglich ist und welche Prämissen und Orientierungen hier bedacht werden müssen. Die Verbindlichkeit der Kanonisierung ergibt sich aus der Zugehörigkeit zu den entsprechenden Disziplinen. Anschauungsbeispiele, theoretische Entwürfe und Gegenentwürfe in Bezug auf die Kanonbildung finden sich in den anderen Wissenschaftsdisziplinen genug. Kanonbildung wird oft auch als Versuch gesehen, um als Reaktion auf gesellschaftliche Veränderungen einen Orientierungsrahmen zu geben, der sich in einem fest umrissenen materialen Kanon fassen lässt.

Peter Gendolla und Carsten Zelle formulieren:

„Die Rede vom ‚Kanon‘ (im Singular) ist natürlich eine formelhafte Verkürzung für die Unübersichtlichkeit vielfältiger Kannones (materialer Kanon, Deutungskanon, Kernkanon, Akutkanon, Randkanon, Gruppen- und Milieukanon, Negativkanon, Gegenkanon etc.), die Dynamik unterschiedlicher Kanonisierungsprozesse (Dekanonisierung, Entkanonisierung, Rekanonisierung, Kanon-Revision, Kanonsetzung, Kanonnutzung, etc.) und komplexer Konnexen zwischen Kannones und unterschiedlichen Lebenswelten...“⁴

¹ Korte, Hermann: K wie Kanon und Kultur. Kleines Kanonglossar in 25 Stichwörtern. In: Arnold, Heinz Ludwig (Hrsg.): Text + Kritik. Literarische Kanonbildung. Sonderband IX/02. München 2002, S. 27.

² Vgl. ebd.

³ Vgl. u.a. Weischenberg, Siegfried et al: Journalismus in Deutschland 2005. In: Media Perspektiven 7/2006,

S. 346-360.

⁴ Gendolla, Peter / Zelle, Carsten: „Die Negation des Kanons ist immer ein neuer Kanon“ – Vorbemerkung zur „ewigen“ Kanondebatte. In: Gendolla, Peter / Zelle, Carsten (Hrsg.): Der Siegener Kanon. Beiträge zu einer „ewigen Debatte“. Frankfurt/Main 2000, S. 11.

Die Signatur der Kanonbildung und deren Begründung fußt zumeist auf dem Hinweis kultureller oder sozialer Krisen. Je nach Argumentationslinie wird Kanonbildung als ein Versuch interpretiert, Herrschafts- und Machtverhältnisse zu zementieren, oder als eine Orientierungsleistung in einer immer komplexer werdenden Wissensgesellschaft.

Denn „der Kanon“ ist ein Synonym für den Umgang mit kulturellen Leistungen und das Aushandeln von kulturellen Überlieferungen, die sich an den jeweiligen Prägungen der Gesellschaft orientieren. Aleida Assmann geht davon aus, dass jede Kanonbildung unmittelbaren Einfluss auf die Lebenspraxis und die Selbstbilder einer Gesellschaft habe. Kanonbildungen und -debatten sind immer komplementäre Diskussionen, die vor allem während kultureller Umbrüche geführt werden⁵.

Worum es – wie Langenbucher immer wieder betont – in Bezug auf Kanonbildung im Journalismus nicht geht, ist die Herausgabe von kritischen Editionen. Sondern es geht um die „genuinen, das heißt selbstschöpferischen Elemente des Journalismus“, die sich im Werk einzelner herausragender Journalisten und Journalistinnen identifizieren lassen.⁶ Zu unterscheiden ist dabei zwischen einem Journalismus als Dienstleistung und einem Journalismus als Kulturleistung – „der Verberuflichung intellektueller Leistungen“⁷ – so Langenbucher. Damit wird auf das Werk singulärer Journalisten verwiesen und auf die Frage wie viel Individualität und Kreativität in der journalistischen Profession liegt.

Im Vorwort zu dem Buch „Das Gewissen ihrer Zeit“ schreiben Wolfgang R. Langenbucher und Herbert Riehl-Heyse:

„... Journalismus kann wie Literatur, Musik und Kunst eine schöpferische Tätigkeit sein. Aber lässt sich aus solchen, für eine demokratische

Gesellschaft unverzichtbaren Leistungen gleich ein ‚Kanon‘ zusammenbauen? Also das, was in der Literaturwissenschaft so definiert wird: die als verbindlich geltende Auswahl von Autoren und Werken ... Es zeigt sich, dass Journalisten nicht nur Aufmacher – also Schlagzeilen für ihre Zeitungen – produzieren können, dass sie vielmehr selbst als Aufmacher gebraucht werden: als Menschen, die sich und ihren Lesern die Augen öffnen, damit sich allen zusammen die komplizierte Welt ein wenig besser erschließt. Des Weiteren zeigt sich, dass schöpferische Leistungen – gewissermaßen als Inseln in einem Meer der Massenproduktion – auch im Journalismus zu zahlreichen identifizierbaren ‚Werken‘ geworden sind.“⁸

Und genau um diese Leistungen geht es, wenn über Zuordnung und Klassifikation journalistischer Werke diskutiert wird. Einzu-mahnen ist eine zu entwickelnde Sensibilität des Faches für journalistische Qualität.⁹ Ein Kanon dient der Selbstdarstellung einer wissenschaftlichen Disziplin und schafft Orientierungshilfe für ihre Mitglieder.¹⁰

Im Vorwort zur Publikation „Klassischer Journalismus. Die Meisterwerke der Zeitung“ schreibt Egon Erwin Kisch:

„Jeder, der jemals publizistisch eintritt, auf irgendeinem Gebiet propagandistisch wirkt, hat in der allumfassenden Geschichte der geistigen Kämpfe einen Vorgänger, der ihm als Vorbild oder als Warnung dienen kann. Vermag er ihn herauszufinden? Das ist eine Arbeit, deren Beschwer nicht ohne Grund hier gekennzeichnet wurde. Wenn er aber mag, muss er in dieser Anthologie die Probe und die Anregung durch seinen unbekanntesten Meister erfahren.“¹¹

Die von Kisch herausgegebene Sammlung ist

⁵ Vgl. Assmann, Aleida: Kanonforschung als Provokation der Literaturwissenschaft. In: Heydebrand, Renate von (Hrsg.): Kanon Macht Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildungen. Stuttgart, Weimar 1998, S. 57.

⁶ Vgl. Langenbucher, Wolfgang R.: Journalismus als Kulturleistung. Aufklärung, Wahrheitssuche, Realitätserkundung. In: Aviso 11/1994, S. 7.

⁷ Vgl. Langenbucher, Wolfgang R.: Autonomer Journalismus. Unvorsichtige Annäherungen an ein (Un-)Thema heutiger Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. In: Mahle, Walter A. (Hrsg.): Journalisten in Deutschland. Nationale und internationale Vergleiche und Perspektiven. München

1993, S. 127-135.

⁸ Langenbucher, Wolfgang R. / Riehl-Heyse, Herbert: „Der Rang höherer Insekten“ Vorbilder des Journalismus: Die Inseln im Meer der Massenproduktion. In: Jakobs, Hans-Jürgen / Langenbucher, Wolfgang R. (Hrsg.): Das Gewissen ihrer Zeit. Fünfzig Vorbilder des Journalismus. Wien 2004, S. 16f.

⁹ Vgl. Langenbucher, Journalismus als Kulturleistung, S. 7.

¹⁰ Vgl. Schöttker, Detlev: Der literarische Souverän. Autorpräsenz als Voraussetzung von Kanonpräsenz. In: Arnold, Text + Kritik, S. 277.

¹¹ Kisch, Egon Erwin (Gesammelt und herausgegeben): Klassischer Journalismus. Die Meisterwerke der Zeitung. Berlin 1923, Vorrede.

einer der ersten und wenigen Versuche, journalistische Werke zu edieren und für ein größeres Publikum aufzubereiten.¹²

Durch Kanonisierungen, wie sie in Literatur, Musik, Theater etc. üblich sind, werden kulturelle Werte in einer Gesellschaft weitergegeben, Traditionen begründet. Die Erarbeitung eines Kanon Journalismus bedeutet eine Erweiterung der Kanones um einen zentralen kulturellen Bereich. Journalistische Werke sind als kulturelle Leistungen zu werten, die im Rahmen eines Diskurses verhandelt werden (sollten).

Kanonbildungen verfügen über ein integratives Potential, das für die Identität des Faches von Relevanz ist. Dabei kann auf die amerikanische Praxis verwiesen werden: An der New York University wurde eine Liste der besten hundert Werke des US-Journalismus im 20. Jahrhundert aufgestellt – The Top 100 Works of Journalism.

Literarische Kanonbildung und ihre Konsequenzen für einen journalistischen Kanon

Zur literarischen Kanonbildung gibt es in der Literaturwissenschaft und verwandten Disziplinen eine traditionsreiche, vor ca. 200 Jahren beginnende Publikationslinie, in der die Kriterien und die Formen – ästhetischer und inhaltlicher Art – diskutiert werden. Im „Visier“ stehen dabei die Mechanismen, die zur Kanonbildung führen. Ein neuerer und origineller Erklärungsversuch über das Zustandekommen von Kanonisierungen ist die Theorie der „invisible hand“. Simone Winko meint, dass es sinnvoll wäre, den Kanon als ein solches Phänomen zu sehen:

„Niemand hat ihn absichtlich so und nicht anders zusammengesetzt, dennoch haben viele ‚intentional‘ an ihm mitgewirkt. Invisible hand-Erklärungen werden für soziale und kulturelle Phänomene herangezogen, denen sich kein einzelner Verursacher zuschreiben lässt, die vielmehr

in einem Prozess entstanden sind, an dem zahlreiche Menschen mitgewirkt haben, ohne dies als Handlungsziel vor Augen gehabt zu haben.“¹³

Sie verortet den Literatur-Kanon als ein Phänomen, das nicht einfach so entsteht und kein natürliches Phänomen ist, es kommt vielmehr zu einer Konzentration und Auswahl von Texten, die Normativität beanspruchen – sie „sind nicht als Produkt des invisible hand-Prozesses aufzufassen, sondern als Zuschreibung post festum.“¹⁴

Die invisible hand-Erklärungen stehen nicht im Widerspruch zur Kanonpflege, die bewusst auch im Sinne eines Expertenkanons betrieben und mit gezielten Maßnahmen gefördert wird.¹⁵ Denn, so argumentiert Winko weiter, „... was durch Kanonisierungsprozesse entsteht, kann kein willkürlich zusammengesetztes Korpus sein, sondern muss nicht nur sinnvoll, sondern auch wertvoll sein“.¹⁶

Die Normativität des Kanons ergibt sich reflexiv durch die Rückbindung an Wertungshandlungen, die wiederum über ein identitätsstiftendes Potenzial für eine Gruppe verfügen. Journalisten stellen Öffentlichkeit her und es gibt journalistische Leistungen, die sich – für die Öffentlichkeit erkennbar – aus der Alltagsproduktion abheben.

„Wenn es die Aufgabe der Literaturgeschichte sein sollte, die vergangene Literatur für die Gegenwart verständlich zu machen, dann darf sie ihre Bereitschaft zur Kanonbildung nicht abstreiten. Die unüberschaubare Fülle aller Werke, die je geschrieben wurde, muss auf jene begrenzt werden, die noch für die Nachwelt bedeutsam sind oder bedeutsam werden sollten.“¹⁷

These: Im Journalismus muss überhaupt erst eine Basis für einen Kanon geschaffen werden. Hier geht es zunächst einmal um einen funktionalen ExpertInnenkanon, der etabliert werden muss, und der – wie Korte attestiert – durch „seine pragmatische institutionelle Verankerung“¹⁸ charakterisiert ist.

¹² Als weitere Versuche hier einen wesentlichen Beitrag zu leisten, sollen erwähnt werden: Langenbacher, Wolfgang R. (Hrsg.): *Sensationen des Alltags. Meisterwerke des Österreichischen Journalismus*. Wien 1992; Langenbacher, Wolfgang R. / Hausjell, Fritz (Hrsg.): *Vertriebene Wahrheit. Journalismus aus dem Exil*. Wien 1995; Hausjell, Fritz / Langenbacher, Wolfgang R.: *Unerhörte Lektionen. Journalistische Spurensuche in Österreich 1945 – 1955*. Wien 2005 und Haas, Hannes (Hrsg.): *Max Winter: Expeditionen ins dunkelste Wien – Meisterwerke der Sozialreportage*. Wien 2006.

¹³ Winko, Simone: *Literatur-Kanon als invisible hand-Phänomen*. In: Arnold, Text + Kritik, S. 11.

¹⁴ Ebd., S. 19.

¹⁵ Es ist evident, dass in diesem Kontext auch zwischen einem normativen und einem empirischen Kanon unterschieden werden kann, ein normativer Kanon zeichnet sich durch seine verbindliche Ausrichtung aus und der empirische Kanon durch das Lektüreverhalten des Publikums, indem die Interessen des Publikums berücksichtigt werden.

¹⁶ Ebd., S. 20.

¹⁷ Schlaffer, Heinz: *Die kurze Geschichte der deutschen Literatur*. München 2002, S. 155.

¹⁸ Korte, K wie Kanon und Kultur, S. 26.

Durch einen Kanon Journalismus wird bestimmt, dass journalistische Produkte zum kulturellen Gedächtnis einer Gesellschaft gehören. Auch wenn diese in einer spezifischen Weise der Tagesaktualität verhaftet sind, so besteht doch ein Potenzial, das über den Tag hinaus – wie Langenbucher postuliert –

„erschließbar und auf gegenwärtige und künftige Lebensverhältnisse beziehbar ist. Im Prinzip aber unterscheidet dieses Selektionsproblem den Journalismus nicht z.B. von der Literatur. Dort haben sich spätestens seit dem 18. Jahrhundert systematisch Institutionen entwickelt, die der Verknappung der Fülle, der Selektion dienen.“¹⁹

In den klassischen Kulturwissenschaften beruht der Konsens über die zu kanonisierenden Werke auf der Basis von Diskursen, die auch das Resultat von Machtinteressen und habituellen Distinktionspraktiken sein können.

Kanonbildungen sind immer auch Inklusions- und Exklusionsprozesse. Für Adorno ist der Prozess der Kanonisierung „Bildung durch Fortlassen“²⁰ und er spricht damit die implizite Zensurfunktion von Kanonbildungen an, die durch ihr normiertes Vorgehen Neues abwehren und ignorieren können. Diese „Gefahr“ lässt sich für eine Kanonisierung im Journalismus benennen: wie sollen und können z.B. audiovisuelle Produkte „kanonisiert“ werden? Wie kann und soll man mit journalistischen Hybridformen umgehen, inwieweit können hier journalistische Produkte identifiziert werden, die sich von der alltäglichen journalistischen Produktion abgrenzen? Zumindest einen derartigen Versuch gab es von der Redaktion der Rundfunkseite der „Süddeutschen Zeitung“, die 1986 eine Serie initiierte, in der eine Reihe von Beiträgen zum Thema „Dokumentarisches Fernsehen“ erschienen ist. In einem Zeitabschnitt von drei Jahren wurden insgesamt 78 Porträts von Journalisten und Dokumentarfilmern publiziert. Eine Auswahl von 48 Porträts erschien als Buch.²¹

So wie es bei einem Kanon des Journalismus – im Gegensatz zu einem literarischen Kanon – nicht um die Herausgabe von kritischen Editionen gehen kann, so muss ein Kanon Journalismus auch auf andere Fragen antworten. Langenbucher hat sie so formuliert:

„Was muss man gelesen haben? Was muss man gesehen haben? Was muss man gehört haben? Damit wird Journalismus einbezogen in die kulturelle Selbstthematization einer Gesellschaft und Teil des Wissens über das jemand verfügen will, der dazugehören will. Die Kenntnis des Kanons und ein souveränes Verfügen über ihn im alltäglichen und kollegialen Gespräch, wird Ausweis des Bildungskapitals über das jemand verfügen will oder muss.“²²

Und es können auch die Geltungsbereiche bestimmt werden, die im Rahmen der Kanonbildung vorgenommen werden:

„Die allgemeinen Prämissen jeder Kanonbildung sind schlicht: (1) Kein Mensch kann alle literarischen Texte lesen. (2) Menschen tendieren zu sinnbesetztem Handeln. Während die erste Prämisse evidenterweise zur Notwendigkeit führt, aus einer großen Menge auszuwählen, ist die zweite Prämisse kurz zu erläutern. Sie zielt auf die Beobachtung, dass Menschen aus einer größeren Menge beliebiger Objekte (im weiten Sinne) nicht irgendetwas wählen, sondern ihre Wahl unter bestimmte Kriterien stellen – sei es das eigene Bedürfnis oder der eigene Geschmack, sei es die Wichtigkeit des gewählten Objekts in einer bestimmten Hinsicht, seien es Kriterien von allgemeinerer Gültigkeit, etwa politischer oder moralischer Natur.“²³

Siegfried J. Schmidt und Peter Vorderer gehen davon aus – darauf verweist auch Simone Winko – , dass der zentrale Begriff der „Kanonisierung“ der Differenzbegriff sei, der sich aus der schlichten Annahme heraus destillieren lässt, dass unterschiedliche Parameter an die Bewertung von zu kanonisierenden Texten gelegt werden, und dass

¹⁹ Vgl. Langenbucher, Wolfgang R.: Kanonbildung im Journalismus (Unveröffentlichtes Manuskript).

²⁰ Adorno, Theodor W.: Ästhetische Theorie. Frankfurt/Main 1970, S. 478.

²¹ Vgl. Langenbucher, Journalismus als Kulturleistung, S. 8f.

²² Die zitierten Passagen von Wolfgang R. Langenbucher stammen aus unterschiedlichen Positionspapieren auch im

Umfeld des Projektes „Chronisten, Reporter, Aufklärer – Ein Kanon des österreichischen Journalismus“ und des Projektes mit der *Süddeutschen Zeitung* „Aufmacher. Vorbilder des Journalismus“ – einer Serie, die 2002/2003 in der SZ erschienen ist.

²³ Winko, Literatur-Kanon als *invisible hand*-Phänomen, S. 12.

durch die Bewertungen entschieden wird, ob ein Werk und sein Autor, seine Autorin kanonisiert werden soll oder nicht.²⁴ D.h. es geht um wertende Handlungen, die für die Entstehung und Erhaltung von Kanonbildungen entscheidend sind.

Jeder gebildete oder zu bildende Kanon ist mit der kollektiven Identität einer Gesellschaft in Zusammenhang zu bringen. Erlinger schreibt dazu: „Jeder Kanon ist insofern wesentlich für die Wertevermittlung, für die Sinnentwürfe und für die Selbstbeschreibungen dieser Gesellschaft.“²⁵

Und dies gilt in einem wesentlichen Punkt auch für den Journalismus – Journalisten transportieren Interpretations- und Deutungsmuster und leisten einen Beitrag zur gesellschaftlichen Bedeutungsproduktion. Aber: im Journalismus gibt es keine invisible hand, die – wie in anderen kulturellen Bereichen – zu einem Kanon führt.

Eine der wichtigsten Funktionen und Wirkungsmöglichkeiten der Kanones ist die Tradierung bedeutender Werke an nachkommende Generationen. Ein Kanon kann erst vor der Folie eines gesellschaftlichen Wert- und Sinnkontextes entwickelt werden. Korte weiter: „Kanonbildung ist mit der ‚Institution Textpflege‘ und ‚Institution Sinnpflege‘ eng verbunden.“²⁶ In der journalistischen Kontextualisierung muss darauf verwiesen werden, dass Kanonbildungen keinen abgeschlossenen Prozess darstellen, sondern eine ewige Debatte und einen Prozess ständiger Vergegenwärtigungen bilden. Ein Kanon Journalismus ist ein offenes Projekt – das bedeutet, dass neue Texte hinzukommen und ältere Texte revidiert werden können. Den Texten wird Wert und Sinn zugeschrieben.

These: Im Journalismus und den dazugehörigen wissenschaftlichen Disziplinen, wie der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft sowie der Journalistik, gibt es – verglichen mit literarischen Kanones – nur Rudimente einer Kanondebatte. Um einen Kanon Journalismus auf den Weg zu bringen, muss neben der wissenschaftlichen auch eine journalistische Kanondebatte initiiert werden. Eine Möglichkeit – die

Langenbucher vorschlägt – ist, nach klassischen literarischen Vorbildern eine Journalistenumfrage durchzuführen, in der nach journalistischen Texten geforscht wird, die lebendig geblieben sind. Wenn man mit „guten“ Journalistinnen und Journalisten spricht, so nennen sie sehr oft journalistische Vorbilder, an denen sie sich orientieren, bzw. die sie immer wieder rezipieren – wie z.B. die Schweizer Journalistin Margrit Sprecher, die Kurt Tucholsky immer wieder liest.

Um einen ersten Schritt in der Bildung eines Kanons des Journalismus zu initiieren, könnte zunächst der deutschsprachige Journalismus herangezogen werden, um sich darüber hinaus in einem weiteren Schritt – wie Langenbucher auch anregt – einem weltweiten Anspruch zu widmen (Stichwort: Weltjournalismus).

Als Kanoninstanz dienen dabei die kommunikationswissenschaftlichen Institute und Journalistinnen und Journalisten, die an der Auswahl und Tradierung der zu kanonisierenden Texte und Autoren beteiligt sind. Auch hier müssen für die Kanonbildung Grundlagen und Rahmenbedingungen geschaffen werden. Denn Kanoninstanzen verfügen in der Regel über Einfluss und prägen in der öffentlichen Wahrnehmung den Diskurs über die zu kanonisierenden Werke und Autoren.²⁷

Kanones erfüllen – nach Simone Winko – drei wichtige Funktionen:

„Zunächst einmal leisten sie einen Beitrag zur Selbstdarstellung und Identitätsstiftung einer Gruppe und Gesellschaft, zweitens erfüllen sie Legitimationsfunktionen in Bezug auf Rechtfertigung und Abgrenzung der Gruppe gegen andere und drittens liefern Kanones Handlungsorientierung.“²⁸

All diese drei Basisfunktionen müssen für einen Journalismus-Kanon entwickelt werden.

Harold Bloom formuliert in seinem tausende Jahre Weltliteraturgeschichte beschreibenden „The Western Canon“: „Nothing is so essential to the Western Canon as its principles of selectivity,

²⁴ Vgl. Spies, Christian: De-Konstruktion des Kanons. Die Bedeutung literarischer Kanonisierung für den Schulunterricht in der Zeit von 1965 bis 1996. In: Gendolla / Zelle, Der Siegener Kanon, S. 100 und vgl. Schmidt, Siegfried J. / Vorderer, Peter: Kanonisierung in Mediengesellschaften. In: Poltermann, Andreas (Hrsg.): Literaturkanon – Medienereignis – Kultureller Text. Formen interkultureller Kommunikation und Übersetzung. Berlin 1995.

²⁵ Erlinger, Hans Dieter: Kanonfragen für die Medienerziehung im Deutschunterricht. In: Arnold, Text + Kritik, S. 295.

²⁶ Korte, K wie Kanon und Kultur, S. 29.

²⁷ Vgl. ebd., S. 31.

²⁸ Vgl. Winko, Simone: Literarische Wertung und Kanonbildung. In: Arnold, Heinz Ludwig / Detering, Heinrich (Hrsg.): Grundzüge der Literaturwissenschaft. 4. Aufl. München 2001, S. 597.

which are elitist only to the extent that they are founded upon severely artistic criteria“.²⁹ Wobei zu dem bekannten amerikanischen Literaturwissenschaftler Harold Bloom anzumerken ist, dass er, wie Erk Grimm³⁰ schreibt, nicht nur eine subjektive Auswahl vornimmt, die eine Reinszenierung der „romantische(n) Lesart der kreativen Genies“ darstellt, sondern nur die anglo-amerikanische Literaturtradition berücksichtigt, in der sich explizite europäische Einflüsse bestimmen lassen.³¹

In der Auseinandersetzung um Kanonbildungen und deren Stellenwert besteht seit den 1990er Jahren weitgehend Einigkeit darüber, dass „ein Kanon ästhetische Normen setzt und die kulturellen Werte einer Nation durch Bezug auf eine Tradition zu sichern versucht“.³²

Implizit geht es in der Kanonbildung Journalismus um grundlegende Fragen, die mit dem Journalismus verbunden sind:

- *Journalismus und Sinn: Wozu überhaupt noch Journalismus?*
- *Welche Bedeutung kommt Journalismus in der Gesellschaft noch zu?*
- *Welche Anforderungen werden an den modernen Journalismus gestellt und wie erfolgreich kann er diese erfüllen?*

Chronisten, Reporter, Aufklärer – Ein Kanon des österreichischen Journalismus

Erste Versuche in Richtung einer Kanonisierung im österreichischen Journalismus gab es bereits: Unter dem Titel „Chronisten, Reporter, Aufklärer – Ein Kanon des österreichischen Journalismus“ wurde in einer Kooperation mit Österreich 1 von März 2002 bis März 2003 unter diesem Titel eine Radiosendereihe gestaltet. Aus einer viele Namen umfassenden Menge des österreichischen Journalismus wurden die 100 (es waren am Ende 104) bedeutendsten Journalisten und Reporter, von Egon Erwin Kisch über Karl Kraus bis zu Joseph Roth und Hilde Spiel ausgewählt und in Kurzporträts (Länge: 5 Minuten) den Hörerinnen und Hörern präsentiert.

Der Kanonisierungsakt ist die Aufnahme einer Journalistin, eines Journalisten in den Kanon. Dieser wird durch den Zeitraum determiniert – wenn er weit gefasst ist, dann kommt den Aufgenommenen eine größere Bedeutung zu. Und wenn ein größeres Publikum erreicht werden soll, dann muss dies durch eine populäre Aufbereitung – wie durch die Art und Weise der Charakterisierung von JournalistIn und Werk – vermittelt werden. Dabei geht es aber keineswegs darum, dass die im Journalismus zu Kanonisierenden „hochgewertet“ werden.

In dem zitierten Projekt „Chronisten, Reporter, Aufklärer – Ein Kanon des österreichischen Journalismus“ wurden vorab Kriterien für die Auswahl festgelegt:

Funktion: Journalisten in leitender Position

Prominenz: siehe Funktion plus Preisträger

Signifikanz: steht für eine bestimmte Medien- bzw. Programmentwicklung (genuine schöpferische kreative Leistung)

Resonanz: großer Leser- bzw. Hörerbedarf; Aktivierung des Publikums z.B. politisches Engagement, auch politische Relevanz (Stichwort: Aufdeckungsjournalismus)

Besonderheiten einer Biographie: zwischen Politik und Journalismus; Literatur und Journalismus, usw.

Deutliche Konturen eines personalen Werkes („Werkcharakter“ eines relativ abgeschlossenen Lebenswerkes)

Vorbildcharakter: nicht nur tagesbezogene Leistung

Vorgelegt wurden auch

Ideen zur Gestaltung der Einzelbeiträge:

- Einheitliche biographische Grundinformationen
- Intellektuelle Leitlinie: Journalismus ist Journalismus ist Journalismus...

Anlässlich des Jubiläums „80 Jahre Radio in Österreich“ im Jahr 2004 und „50 Jahre Fernsehen“ im Jahr 2005 wurden auf Ö1 die bedeutendsten Radio- und TV-Journalisten Österreichs – in insgesamt 92 Kurzporträts³³ – gewürdigt. Dies zeigt, dass es bei den Journalisten und Ver-

²⁹ Bloom, Harold: *The Western Canon. The Books and School of the Ages*. New York 1995, S. 21.

³⁰ Grimm, Erk: *Bloom's Battles. Zur historischen Entfaltung der Kanon-Debatte in den USA*. In: *Arnold, Text + Kritik*, S. 45.

³¹ Vgl. ebd., S. 46.

³² Schöttker, *Der literarische Souverän*, S. 277.

³³ Auf Ö1 wurden von 8.5. – 26.9.2004 insgesamt 42 Folgen über RadiojournalistInnen (von Hans Szuszkiewicz bis Helmut Bock) und von 2.4.2005 – 18.9.2005 wurden 50 Folgen über TV-JournalistInnen (von Robert Hochner bis Thaddäus Podgorski) ausgestrahlt.

antwortlichen zumindest in Ansätzen ein Bewusstsein gibt, sich auch mit den eigenen journalistischen Werken und den dazugehörigen Persönlichkeiten zu befassen.

In einem Kanon Journalismus sind auch aktuelle Texte zu inkludieren. Inhaltliche, ästhetische und formale Kriterien müssen formuliert werden, die für die zu kanonisierenden Texte oder andere journalistische Produkte verbindlich sind. Die Medienentwicklung impliziert einen Kulturbegriff, der sich auf die über die Medien diskutierten Themen der Gesellschaft bezieht und auf die für die Medien spezifischen Formen und Formate eingeht.³⁴ Der Journalismus ist ein (bis zu einem gewissen Grad) autonomes, hochprofessionalisiertes Gebilde, das unterschiedliche Berichterstattungsmuster und Darstellungsformen herorgebracht hat.

Wobei – wie bereits erwähnt – zu bedenken ist, dass Journalismus nicht nach der Logik der Literatur funktioniert, und dass demnach eigene Kanonisierungsstrategien entwickelt werden müssen.

Wie wenig verankert die Vorstellungen von Journalismus als eigenständige Kulturleistung sind, lässt sich nicht zuletzt am Werk Heinrich Heines illustrieren. Er fehlt in keinem literarischen Kanon, sein Stellenwert im und für den Journalismus bleibt aber weitgehend ausgeblendet, und Teile seines journalistischen Werks finden sich in der Literaturwissenschaft wieder.³⁵

Das Phänomen, dass journalistische Werke in anderen Kanones zu entdecken sind, zeigt sich nicht zuletzt bei Reich-Ranickis Kanon „Essays“ – dem fünften Band des Kanons der deutschen Literatur. Im Vorwort erläutert Reich-Ranicki historisch-analytisch argumentierend den Unterschied zwischen „Essay“ und „Feuilleton“ und stellt fest:

„Wie sich der Essay von der Abhandlung herleitet, so das Feuilleton vom Essay. Ja, es liegt nahe, im Feuilleton den jüngeren, etwas aus der Art geschlagenen, zwar sympathischen, doch leichtsinnigen Bruder des Essays zu sehen. In der Tat haben sie viel miteinander gemein: das Persönli-

che und das betont Individuelle, die Beschränkung auf ein eng umgrenztes Thema und den fröhlichen Verzicht auf das Gründliche ... Statt das Leben anzuklagen, zeigt er es – mit einem lachenden und einem weinenden Auge. Statt zu verurteilen, zweifelt er: Den Mittelpunkt seines Wappens bildet ein Fragezeichen. Das gilt für alle großen Feuilletonisten, was immer sie im Hauptberuf gewesen sein mögen – für Heine, Börne und Fontane, für Kerr, Polgar und Joseph Roth, für Egon Erwin Kisch und Siegfried Kracauer, für Kurt Tucholsky und Friedrich Sieburg, für Hilde Spiel, Friedrich Torberg und Hans Weigel... Entstanden in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts dank den Bedürfnissen der modernen Presse, ist das Feuilleton nicht eine Form zwischen der Literatur und der Journalistik, sondern eine, die beides vereint. Deshalb eignet sie sich – und dies nicht zuletzt – zu einer vermittelnden Rolle: Das Feuilleton kann zur Überwindung der in Deutschland seit eh und je auffallenden großen Kluft zwischen der Kunst und dem Leben beitragen. So ist das Feuilleton keineswegs der denaturierte, wohl aber der demokratisierte Essay.“³⁶

Journalistinnen und Journalisten werden – um nochmals Reich-Ranicki zu zitieren – „was immer sie im Hauptberuf gewesen sein mögen“ in Kanones aufgenommen, dies auch mit genuinen journalistischen Leistungen. Und es ist paradox, dass Journalistinnen und Journalisten in ihren vielfältigen Funktionen von anderen Disziplinen kanonisiert werden, die Publizistik- und Kommunikationswissenschaft aber dieses schöpferische Potenzial selbst nicht aufgreift. Folgerichtig erscheint demnach, dass Joseph Roth im Kanon von Marcel Reich-Ranicki sowohl als Schriftsteller als auch als Journalist im Band 3 der Kanon-Essaysammlung mit explizit journalistischen Feuilletons vorkommt. Auch aus dieser Perspektive ist es schade, dass sich die Kommunikationswissenschaft der Kanonbildung zu wenig annimmt, denn hier wird unter dem Begriff des Essays die primär journalistische Darstellung des Feuilletons vereinnahmt.

In diesem Kontext könnte eine Diskussion über Journalismus und seine Leistungsmöglichkeiten

³⁴ Vgl. Erlinger, Kanonfragen für die Medienerziehung im Deutschunterricht, S. 293.

³⁵ Nochmals der Hinweis in diesem Kontext auf: Pöttker, Horst: Heines Tagesberichte für die „Allgemeine Zeitung“. Ein Beitrag zu Geschichte und Bestimmung der Reportage. In: Jarren, Otfried / Kopper, Gerd G. / Toepser-Ziegert, Gabriele (Hrsg.): *Zeitung. Medium mit*

Vergangenheit und Zukunft. München 2000, S. 27-46. Langenbacher, Wolfgang R.: *Wahrheit – Aufklärung – Verantwortung. Thesen zu einer historischen Theorie des modernen Journalismus.* In: *Publizistik*, Jg. 38/1993, H. 3, S. 311-321.

³⁶ Reich-Ranicki, Marcel (Hrsg.): *Der Kanon. Die deutsche Literatur.* 5 Bde. *Essays.* Frankfurt/Main 2006, Vorwort.

auf der Ebene der journalistischen Persönlichkeit und ihrer Produkte geführt werden, die in eine Kanonkommunikation münden könnte.

Wolfgang R. Langenbuchers subsumierende These:

„Um diese Arbeit der Herstellung eines journalistischen Kanons leisten zu können, müssen wir uns als Wissenschaftler auf dieses journalistische Traditions-gewerbe einlassen, müssen zu Durchforstenden und Beobachtenden der journalistischen Produktion in Vergangenheit und Gegenwart werden. Vorarbeiten dazu gibt es – etwa in einer Serie von Anthologien, die in den letzten Jahrzehnten erschienen sind, beginnend mit dem bekannten Titel von Egon Erwin Kisch: Klassischer Journalismus. Dazu müssen wir eine Voraussetzung schaffen, die durch die Journalismusforschung der letzten Jahrzehnte systematisch abgeschafft wurde: die Anerkennung des Autors. Die Geschichte der literarischen Kanonbildung lehrt, dass es ohne die Präsenz des Autors im Bewusstsein der Leser, Zuschauer und Hörer, keine Grundlage der Kanonbildung gibt. Nur nebenbei: Die Voraussetzungen sind dafür heute besser als in der Vergangenheit, da das Prinzip der Anonymität traditionell ja vor allem die Tageszeitungen bestimmte und auch jahrzehntelang noch in dem Nachrichtenmagazin ‚Der Spiegel‘ gepflegt wurde. Seit längerem aber gibt es zumindest in den Qualitäts- und Elitemedien eine Art Renaissance des Autors und der Autorin. Außerdem ist auch bezüglich des Journalismus nicht gänzlich auf editorische Arbeiten verzichtet worden. So liegen etwa Gesamtausgaben von Alfred Polgar, Egon Erwin Kisch und Karl Kraus vor. Unübersehbar ist auch, dass der Buchjournalismus³⁷ zu einem blühenden Betätigungsfeld geworden ist.“³⁸

Und es geht um die Dualität der Dauerhaftigkeit der Werke einerseits und der damit verbundenen Präsenz der Autoren andererseits:

„Denn Schriftsteller, und das gilt vor allem für jene mit Kanonanspruch, wollen nicht nur Werke in die Welt setzen, die vom Publikum gelesen

werden, sie wollen vielmehr als Person dauerhaft in der Vorstellung ihrer Leser gegenwärtig sein.“³⁹

Zu überbrücken ist die Ambivalenz der Statik eines Kanons und seiner Dynamik, die sich aus dem Postulat der Allgemeinverbindlichkeit eines Kanons einerseits und der Ausdifferenzierung und Individualisierung der Lebensentwürfe andererseits ergibt – „das kann ja eigentlich nicht zusammengehen“⁴⁰ – so Karl Eibl. Aber „es“ geht dennoch zusammen: Denn es gibt auch in einer ausdifferenzierten Mediengesellschaft das Bedürfnis nach Orientierung. Individualisierung bedeutet nicht, dass es keine verbindlichen Normen und Erwartungshaltungen gibt. Bei den journalistischen Produkten ist das Publikum der/die Rezensent/in. Die Frage ist, ob journalistische Texte, wie es Aleida Assmann nennt, zu einer „bewohnten Vergangenheit“ werden können. Der Journalismus braucht einen Kanon im Sinne der Bewusstmachung, Weitergabe und Identitätssicherung von journalistischen Werken und ihren Autorinnen und Autoren. Und dabei werden auch Versäumnisse der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft sichtbar, die die Möglichkeiten und die damit verbundenen Aufgaben der Kanonbildung ignoriert. Denn – Zitat Langenbucher:

„Ich empfehle einen Blick in die Institutsbibliotheken: Wo stehen da die ‚Sammlung Journalismus‘ mit den Buchneuerscheinungen journalistischer Produkte, wo die Videothek ‚Dokumentarisches Fernsehen‘, wo die ‚Gesammelten Werke‘ von Ludwig Börne, Heinrich Heine, Karl Kraus, Alfred Polgar und und und? Ich befürchte, in den meisten Fällen Fehlzanzeige.“⁴¹

Langenbucher fordert ein, dass auch Journalisten Ahnen brauchen, denn schreiben – journalistisches Schreiben lernt man (Hilde Spiel zitierend), indem man viel liest. Und daher ist es notwendig, dass sich die Publizistik- und Kommunikationswissenschaft als eine Kulturwissenschaft sieht, die es bis jetzt weitgehend unterlassen hat „an der Bedingung der Möglichkeit von Journalismus mitzuwirken“⁴².

³⁷ Seit 2002 erscheinen in der internationalen Fachzeitschrift für Journalismus „message“ vierteljährlich die Top Ten des Buchjournalismus, ausgewählt und besprochen von Hannes Haas und Wolfgang R. Langenbucher.

³⁸ Langenbucher, Kanonbildung im Journalismus (Unveröffentlichtes Manuskript).

³⁹ Schöttker, Der literarische Souverän, S. 277.

⁴⁰ Eibl, Karl: Textkörper und Textbedeutung. Über die Aggregatzustände von Literatur mit einigen Beispielen aus der Geschichte des Faust-Stoffes. In: Heydebrand, Kanon Macht Struktur, S. 76.

⁴¹ Langenbucher, Journalismus als Kulturleistung, S. 10.

⁴² Ebd.

Im Paradigma der Kanonbildung im Journalismus offenbart sich der Zusammenhang von journalistischen Leistungen, der Alltags- und Lebenswelt⁴³.

Manchmal finden sich zur Kanonisierung von längst zu Klassikern aufgestiegenen Autoren auch Deutungen wie die folgende:

„(Heinrich) Kleist als Herausgeber der „Berliner Abendblätter“ mit Arbeitsweise und Wirkung der Presse gut vertraut, erreichte die zu Lebzeiten

ausbleibende Aufmerksamkeit dadurch, dass er zunächst Henriette Vogel und dann sich selbst erschoss, so dass sich Zeitungen im In- und Ausland monatelang mit dem Ereignis beschäftigten und schließlich durch biografische Recherchen auch seine unveröffentlichten Werke bekannt wurden, die 1821 in den „Hinterlassenen Schriften“ gedruckt worden sind.“⁴⁴

Aber diese Art von Kanonisierung ist sicher nicht gemeint...

Petra HERCZEG

Dr. phil; Studium der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft sowie der Germanistik an der Universität Wien.

Forschungsschwerpunkte: Mehrsprachigkeit in der Kommunikationsgesellschaft; Ethnische Minderheiten und Medien; Kindsein in der Kommunikationsgesellschaft; Journalismusforschung.

Die Dissertation erschien als Buch unter dem Titel: *Sprache als Erbe. Aufwachsen in mehreren Sprachen*. Klagenfurt: Wieser Verlag 2006.

⁴³ Vgl. Korte, Hermann: „Das muss man gelesen haben!“ Der Kanon der Empfehlungen. In: Arnold, Text + Kritik,

S. 321.

⁴⁴ Schöttker, Der literarische Souverän, S. 284.

Wider die biographische Blindheit

Plädoyer für Journalismus, Werke und Personen

Wolfgang R. Langenbucher

Ungeschützt und ohne jede – seriöserweise natürlich gebotene – Auseinandersetzung mit den herrschenden Theorien des Journalismus, d.h. vielen stattlichen Büchern, sei eingangs formuliert: „Journalismus“ ist ein – umgangs- und fachsprachlich – vieldeutiger Begriff. In einem engeren, aber bisher kaum genutzten, erkenntnisträchtigen Sinne lässt sich dieser als spezifische Kulturleistung verstehen. Entgegen der herrschenden Lehre bekommen dann (wieder) Personen und ihre Biographie unser wissenschaftliches Interesse und beispielsweise eine Journalismusgeschichte nach dem Muster etwa der eindrucksvollen Traditionen von Literaturgeschichten. Dabei gilt es auch, journalistische Werke als solche (wieder) zu entdecken, die alles andere als tagesgebunden sind und die wir nicht deshalb einfach der Literatur (und ihrer Wissenschaft) zuordnen sollten. Das intellektuelle Niveau unserer Theorie von Journalismus könnte durch solche Perspektiven nur gewinnen.

Schaut man sich um, was in anderen Disziplinen mit dem bei uns so verpönten Thema „Biographie“ passiert, so findet man bei dem renommierten Zeithistoriker Norbert Frei (früher Bochum, jetzt Jena) schon 1989 den Vorwurf der „biographischen Blindheit, die als negatives Kennzeichen der mediengeschichtlichen Forschung der letzten Jahrzehnte angesehen werden muss“. Auch fast zwanzig Jahre später kann man dem Urteil dieses Historikers (und gelernten Kommunikationswissenschaftlers!) nicht ernsthaft widersprechen:

„Die biographische Dimension insbesondere des Journalismus seit den zwanziger und dreißiger Jahren (des 20. Jahrhunderts), in denen die Massenkommunikation ... einen enormen politischen Bedeutungszuwachs erfuhr, ist bisher noch kaum erforscht. Während die Journalisten-

Biographie neben der Zeitungs-Monographie in der älteren Zeitungs- und Publizistikwissenschaft durchaus ihren Platz hatte, lief diese Tradition seit Ende der fünfziger Jahre aus.“¹

Die Ausnahme, die Frei nennt – eine Studie über die „Frankfurter Zeitung“ im Dritten Reich – stammt von einem Journalisten, der in die Journalistik wechselte: Günter Gillissen.² Des weiteren verweist er dann auf beispielhafte neuere Arbeiten in den USA – z.B. über Walter Lippmann und Ed Murrow.

Norbert Frei stellte an den Beginn seiner Sammelrezension die Dokumentation unserer Wiener Tagung „Wege zur Kommunikationsgeschichte“.³ Seitdem sind zwanzig Jahre vergangen. Zu welchem Ergebnis bezüglich der Diagnose „biographischer Blindheit“ käme er wohl heute? Darauf wird zurückzukommen sein.

Zehn Jahre später datiert eine ähnliche Kritik aus der Sicht des Innsbrucker Literaturhistorikers Sigurd Paul Scheichl, eines Karl-Kraus-Forschers, der im Kontext des Projektes „Wien um 1900“ gemeinsam mit Wolfgang Duchkowitsch eine Tagung über „Zeitungen im Wiener Fin de Siècle“ organisierte. In der Einleitung des Tagungsbandes beklagt er das methodische Niveau der älteren, aber immerhin vorliegenden monographischen Arbeiten und vor allem den Mangel an Spezialstudien über so gut wie alle einflussreichen Publizisten oder die journalistischen Aktivitäten von Literaten dieser Zeit. Selbst über solche Größen wie Alfred Polgar findet er nur „spärliche Literatur“ und insgesamt einen Forschungsstand mit großen Lücken. Scheichl führt über ein Dutzend Namen auf, verblüfft ob solcher journalismusgeschichtlicher Ignoranz.⁴ Ich nenne das ein vernichtendes Urteil über unerle-

¹ Frei, Norbert: Journalismus im Dritten Reich. München: Beck 1989, S. 110f.

² Gillissen, Günther: Auf verlorenem Posten. Die Frankfurter Zeitung im Dritten Reich. Berlin: Siedler 1986.

³ Bobrowsky, Manfred/Langenbucher, Wolfgang R. (Hrsg.):

Wege zur Kommunikationsgeschichte. München: Ölschläger 1987.

⁴ Scheichl, Sigurd Paul/Duchkowitsch, Wolfgang (Hrsg.): Zeitungen im Fin de Siècle. Wien: Verlag für Geschichte und Politik 1997, S. 16 und 19.

digte Kernaufgaben unserer Disziplin – sofern sie sich auch noch als eine historische versteht. Aber das ist doch eigentlich nicht (mehr) umstritten?

Welche intellektuellen Erinnerungsverluste wir damit verschulden, wird eindrücklich in dem Beitrag von Monika Kollmann zu diesem Band deutlich, der auf eine besonders traurige „Forschungslücke“ aufmerksam macht:

„Es geht um die von Frauen geschriebenen Essays und Feuilletons, die ein bisher so gut wie völlig unbeachteter Aspekt der Wiener Moderne sind, ein Aspekt, der sehr mit den Wiener Zeitungen zu tun hat, da diese ein wichtiger, wohl der wichtigste Publikationsort für die Essayistinnen und Feuilletonistinnen gewesen sind. Es fehlen sowohl ein Überblick über Autorinnen, Publikationsorgane, Themen und Texte als auch Untersuchungen zu Textstruktur und Stil der Essays und Feuilletons sowie ihrer Bezüge einerseits zur Gattungstradition und andererseits zum literarisch-kulturellen Kontext der Zeit. Man weiß kaum etwas über die Rolle dieser Autorinnen im Literatur- und Kulturbetrieb sowie über die Bedingungen der (Nicht-)Rezeption ihrer Texte.“⁵

Feuilleton, Essay und Literaturkritik sind in der Tat – so mahnt die Autorin – „Textsorten der Zeitungen“; und es ist die diesbezügliche „Produktivität von Frauen“, die in einem Epochenbild dieses „Wien um 1900“ nicht fehlen dürfen.⁶ Dass es der Literaturwissenschaft trotz vieler neuerer, offener Gattungstheorien noch immer schwer fällt, den journalistischen Formen gerecht zu werden, kann unsere Journalismusforschung nicht exkulpieren, sondern verweist erst recht auf Defizite.

Nochmals fast zehn Jahre später gibt der Politikwissenschaftler Alexander Gallus eine Vorlage, die uns – der Jargonausdruck sei erlaubt – „alt“

aussehen lässt. Er geht von der Beobachtung aus, dass sich die Biographik auf dem Buchmarkt einer Dauerblüte erfreut und in Großbritannien und den USA „traditionell den Ruf einer Königsgattung genießt“ – im Gegensatz zu den wissenschaftlichen Vorbehalten hierzulande. Für Sozialwissenschaftler habe der biographische Zugang geradezu etwas „Anrühiges“.⁷ Erklärend zitiert er dazu den großen Doyen des deutschen Journalismus, Klaus Harpprecht, für den die Abneigung gegen die Biographie der „schmerzlichen Einsicht“ entstamme, „dass sie in Gottes Namen auch Literatur ist: dass sie Gestaltung, Formkraft, Urteilswillen und vor allem Sprache verlangt – Talente, die der Schöpfer nicht im Übermaß auf die akademische Welt der Deutschen herabregnen ließ“.⁸

Nebenbei: Klaus Harpprecht hat gleich mehrfach bewiesen, dass er selbst ein begnadeter Biograph ist – so mit einem Monumentalwerk über Thomas Mann⁹ und seiner viel zu wenig beachteten Lebensgeschichte des Widerständlers Harald Poelchau¹⁰. Direkte Beiträge zur Journalismusgeschichte sind sein Steadyseller „Georg Forster oder die Liebe zur Welt“¹¹, sein Buch über deutsche Revolutionäre in Paris (ein Beitrag zur Frühgeschichte des Journalismus)¹². Für den Buchherbst 2008 ist – von vielen gespannt erwartet – seine Biographie „Die Gräfin. Marion Dönhoff“ angekündigt; Kostproben dieser seiner Kunst kann man auch an anderen Stellen nachlesen – so über Fritz René Allemann, Kurt Tucholsky und Francois Bondy.¹³

Zurück zur Argumentation des Politologen Alexander Gallus, der im Anschluss an sein Harpprecht-Zitat und mit Verweis auf Einführungen und Lehrbücher schon aus den 90er Jahren sowie die Oral History nun festhält: „Die Biographie ist in der Zeitgeschichtsforschung und inzwischen selbst in den Sozial- und Politikwissenschaften

⁵ Kollmann, Monika: Essayistinnen und Feuilletonistinnen der Wiener Jahrhundertwende. Eine Forschungslücke. In: Scheichl/Duchkowitz, 1-2/2005, S. 40-46, hier S. 40. 157-168, hier S. 164.

⁶ ebd.

⁷ Gallus, Alexander: Biographik und Zeitgeschichte. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 1-2/2005, S. 40-46, hier S. 40.

⁸ Harpprecht, Klaus: Champagner literweise. Langeweile ist schlimmer als Tod: Es lebe die Biographie. In: „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ vom 14. Jänner 1998.

⁹ Harpprecht, Klaus: Thomas Mann. Eine Biographie. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1995.

¹⁰ Harpprecht, Klaus: Harald Poelchau. Ein Leben im Widerstand, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2004.

¹¹ Harpprecht, Klaus: Georg Forster oder Die Liebe zur Welt. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1987.

¹² Harpprecht, Klaus: Die Lust der Freiheit. Deutsche Revolutionäre in Paris. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1989.

¹³ Harpprecht, Klaus: Fritz René Allemann 1910-1996. In: Jakobs, Hans-Jürgen/Langenbacher, Wolfgang R. (Hrsg.): Das Gewissen ihrer Zeit. Fünfzig Vorbilder des Journalismus. Wien: Picus 2004, S. 214-219; ders.: Kurt Tucholsky 1890-1935. In: Jakobs/Langenbacher, Das Gewissen ihrer Zeit, S. 159-164 sowie ders.: Francois Bondy 1915-2003. In: Jakobs/Langenbacher, Das Gewissen ihrer Zeit, S. 240-244.

zunehmend salonfähig geworden.“¹⁴ Es scheint also an der Zeit, dass auch in der Kommunikationswissenschaft an ältere Traditionen wieder angeknüpft wird und damit aufgeschlossen zu der ja methodisch unstrittigen und gerade auch am Wiener Institut immer wieder erprobten Kollektivbiographie.¹⁵ Ihre Traditionslinien findet Gallus höchst aufschlussreich in der britischen Forschung; dort setzte sich Lawrence Stone grundsätzlich mit dieser Methode auseinander und prägte den Begriff der „Prosopography“ (griechisch *prosopon*: Gesicht, Maske, Rolle, Person).¹⁶ Der Wiener Gruppe, die 1993 ihr Grundsatzpapier „Biographie als kommunikationsgeschichtliche Herausforderung“ veröffentlichte, war diese wohl nicht bekannt und kam unabhängig davon zu gleichen methodischen Prinzipien.¹⁷ Die kritische Reflexion der prosopographischen Leistungen aus mehr als drei Jahrzehnten führt Gallus freilich eher zu einem Plädoyer für die Einzelbiographie, von der allein er sich eine Wirkung über die Fachwissenschaft hinaus und eine anspruchsvolle *écriture historique* im Sinne Marc Blochs erhofft.¹⁸

Zugegebenermaßen: solche große Geschichtsschreibung haben wir auch in Wien – bisher – nicht zustande gebracht. Aber wir können doch darauf verweisen, uns ziemlich systematisch um Abhilfe bemüht zu haben. Dieser Aufsatz soll der Ort sein, das – soweit es um mehr als akademische Abschlussarbeiten –, sondern um Bücher und Institutionen geht, einmal im Zusammenhang zu dokumentieren.

Den Anfang machten – in der Tradition von Egon Erwin Kischs Klassiker von 1923, der beklagenswerterweise heute, anders als zu DDR-Zeiten (!), nicht mehr auf dem Buchmarkt präsent ist – Lesebücher, Sammelwerke, Anthologien, Chrestomathien:¹⁹

- Sensationen des Alltags. Meisterwerke des modernen Journalismus (1992)²⁰
- Vertriebene Wahrheit. Journalismus aus dem Exil (1995)²¹
- Unerhörte Lektionen. Journalistische Spurensuche in Österreich 1945 – 1955 (2005)²²

Kisch sollte damit fortgeführt werden und die „Sensationen“ setzen nun zeitlich genau dort an, wo er aufhörte – bei den damals noch Lebenden, die sieben Jahrzehnte später zum Kanon Journalismus des 20. Jahrhunderts gehören.

Parallel dazu liefen Planungen für eine Journalistikdozentur der besonderen Art, die dann endlich mit dem Studienjahr 2000/2001 als „Theodor-Herzl-Dozentur für Poetik des Journalismus“ institutionalisiert werden konnte. Damit wurde der programmatische Versuch gemacht, für den Journalismus – oder doch: für bestimmte Sorten des „Hochkulturjournalismus“²³ – die gleiche Dignität in Anspruch zu nehmen, wie sie für – auch nur bestimmte Sorten – von Literatur, Kunst und Musik gängig ist. Die Vorlesungen erschienen alle auch als Buch; bis zum Studienjahr 2005/2006 waren dies sieben Bände.²⁴

¹⁴ Gallus, Biographik und Zeitgeschichte, S. 40.

¹⁵ Hausjell, Fritz: Journalisten gegen Demokratie oder Faschismus. Eine kollektiv-biographische Analyse der beruflichen und politischen Herkunft der österreichischen Tageszeitungsjournalisten am Beginn der Zweiten Republik (1945 – 1947). Frankfurt am Main/Bern/New York/Paris: Lang 1989.

¹⁶ Stone, Lawrence: Prosopography, in: Daedalus, 100. Jg. (1971), S. 46-79; hier nach der gekürzten deutschen Fassung; ders., Prosopographie – englische Erfahrungen. In: Jarausch, Konrad H. (Hrsg.): Quantifizierung in der Geschichtswissenschaft, Düsseldorf 1976, S. 64.

¹⁷ Arbeitsgruppe „Biographie“: Biographie als kommunikationsgeschichtliche Herausforderung. Aktuelle Tendenzen, Chancen und Defizite eines umstrittenen Genres. In: Medien & Zeit, Jg. 8 (1993), H. 4, S. 34-38.

¹⁸ Gallus, Biographik und Zeitgeschichte, S. 46.

¹⁹ Kisch, Egon Erwin (Hrsg.): Klassischer Journalismus. Die Meisterwerke der Zeitung. Berlin: Rudolf Kaemerer Verlag 1923.

²⁰ Langenbacher, Wolfgang R. (Hrsg.): Sensationen des Alltags. Meisterwerke des modernen Journalismus. München/Wien: Ölschlager/Ueberreuter 1992.

²¹ Langenbacher, Wolfgang R./Hausjell, Fritz (Hrsg.):

Vertriebene Wahrheit. Journalismus aus dem Exil. Wien: Ueberreuter 1995

²² Langenbacher, Wolfgang R./Hausjell, Fritz (Hrsg.): Unerhörte Lektionen. Journalistische Spurensuche in Österreich 1945-1955. Wien: Picus 2005.

²³ Steiner, George: Wir alle sind Gäste des Lebens und der Wahrheit. In: „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, 31. Mai 2003, S. 39.

²⁴ Hermann, Kai/Sprecher, Margrit: Sich aus der Flut des Gewöhnlichen herausheben. Die Kunst der Großen Reportage. Wien: Picus 2001; Riehl-Heyse, Herbert: Arbeiten in vermintem Gelände. Macht und Ohnmacht des Journalismus. Wien: Picus 2002; Huemer, Peter: Warum das Fernsehen dümmel ist als das Radio. Reden über das Reden in den Medien. Wien: Picus 2003; Jochimsen, Luc: Warenhaus Journalismus. Erfahrungen mit der Kommerzialisierung des Fernsehens. Wien: Picus 2004; Harpprecht, Klaus: Auf der Höhe der Zeit? Journalismus, der schönste, der schrecklichste aller Berufe. Wien: Picus 2005; Kromschroder, Gerhard: Ach, der Journalismus. Glanz und Elend eines Berufsstandes. Wien: Picus 2006; Hamann, Sibylle: Dilettanten unterwegs. Journalismus in der weiten Welt. Wien: Picus 2007.

Zur Begründung: Immer wieder hat es Befremden ausgelöst, dass wir im Zusammenhang mit Journalismus von einer „Poetik des Journalismus“ sprechen. Dabei ist diese Dozentur Teil einer international schon Jahrzehnte alten kulturellen und universitären Tradition. So hielt Igor Strawinsky 1939/40 Gastvorlesungen an der Harvard University, die unter dem Titel „Poétique Musicale“ berühmt und zum Vorbild für Zyklen akademischer Gastveranstaltungen wurden, die auf den Ursprung des Wortes „Poetik“ zurückgehen. „poiein“ (aus dem Griechischen) bedeutet ja „schöpferisch tätig sein, herstellen, verfertigen“ und Poetik eben das „Studium des zu machenden Werkes“.

Mit „Fragen zeitgenössischer Dichtung“ eröffnete Ingeborg Bachmann 1959/60 die bis heute laufende Reihe der „Frankfurter Poetik-Vorlesungen“, die für mehrere Universitäten des deutschsprachigen Raumes stilbildend wurden. Die aus diesen Vorlesungen entstandenen Bücher dokumentieren über vierzig Jahre der Poetik der modernen deutschsprachigen Literatur. Die Hochschule für Musik und darstellende Kunst „Mozarteum“ in Salzburg hat 1992 eine „Gastprofessur für Poetik“ eingerichtet: „Gastvorträge – Portraitkonzerte – Unterricht – Lesungen“.

Mit der Theodor-Herzl-Dozentur wurde erstmals für eine Poetik des Journalismus der gleiche kulturelle und intellektuelle Rang postuliert wie dies für Literatur, Musik und Kunst traditionellerweise selbstverständlich ist. Journalismus mag in seiner alltäglichen Massenhaftigkeit eine Dienstleistung sein, daneben und daraus hervorgehend aber ist er auch eine spezifische, traditionsreiche Kulturleistung, die gerade nicht terminologisch zur „Literatur“ geadelt werden muss, um ihren ästhetischen und intellektuellen Rang angemessen zu benennen. Genuine, schöpferische Leistungen haben auch im Journalismus zu zahlreichen identifizierbaren „Werken“ und der Verbindlichkeit, der Kontinuität eines journalistischen Kanons geführt.

Dieser Kanon hat kulturgeschichtlich für den deutschsprachigen Journalismus sehr viel mit

Wien zu tun. Theodor Herzl gehört in diesen historischen Kontext, der wohl erlaubt, von einer „Wiener Schule des modernen Journalismus“ zu sprechen, parallel zu so vielen anderen Entwicklungen im Fin de siècle Wiens. Kriege, politische Umbruchszeiten, Exil und der gesellschaftliche Wandel haben diesen Traditionen die Kontinuität genommen. Aber auch heute gibt es Journalismus, dessen kulturschöpferische Leistung nicht zuletzt in der Eroberung immer neuer Welten der Wirklichkeit und auch spezifischer Methoden der Realitätserkundung besteht. Neben dem Wort gehören die Fotografie und das dokumentarische Fernsehen heute zu den essentiellen journalistischen Ausdrucksmitteln.

Inzwischen ist diese Poetik-Dozentur etabliert, vielleicht auch deshalb, weil sie mit dem Namen von Theodor Herzl verbunden ist. Sein 100. Todestag im Jahre 2004 war Anlass und Ausgangspunkt vielfältiger Erinnerungen und Würdigungen, die natürlich dem Zionisten galten, aber nicht nur, denn eini-

Genuine, schöpferische Leistungen haben auch im Journalismus zu zahlreichen identifizierbaren „Werken“ geführt.

gen der Journalisten, die sich dieses Datums annahmen, fiel auf, dass sie auch über einen der Großen ihrer Zunft berichteten. Einer seiner Texte aus dem Buch „Palais Bourbon“ trägt den Titel „Die Schule der Journalisten“. Tatsächlich ist das ganze journalistische Werk dieses Redaktionsmitgliedes der „Neuen Freien Presse“ eine Schule der Journalisten und des Journalismus. Viele seiner Texte haben das Jahrhundert, das durch sein zionistisches Werk so grundlegend verändert wurde, überdauert. Lernenswert beispielsweise eine Maxime wie diese: „Augen und Ohren weit offen und empfänglich für die tausend Wunder“; Und immer nachdenkenswert eine Notiz wie diese: „Angefangene Träume, halbe Einfälle, unbenützte Stimmungen – daraus setzt sich ein Journalistenleben zusammen. War es nicht besser zu verwenden?“ Und wie steht es um den Satz: „Nicht ungestraft ist man Journalist!“? Diese und andere Herzl-Sätze zieren als Motti die Vorworte zu den Vorlesungen der Poetik-DozentInnen. Und Luc Jochimsen, die im Sommer 2003 Dozentin in Wien war, ließ sich dadurch sogar zu einem Buch über Theodor Herzl inspirieren.²⁵

Eine der merkwürdigsten Folgen, die man ange-

²⁵ Jochimsen, Luc: Dieses Jahr in Jerusalem. Theodor Herzl

– Traum und Wirklichkeit. Berlin: Aufbau-Verlag 2004.

sichts der seit dem 18. Jahrhundert dauernden Geschichte des Journalismus und seiner intellektuellen, kulturellen und politischen Leistungen wohl tragisch nennen darf, ist, dass es zumindest im deutschsprachigen Raum dafür kein historisches Bewusstsein gibt, keinen Kanon des Journalismus, keine Kultur des Vorbildes und der geistigen Orientierung. In eben diese Kontexte gehört Theodor Herzl, den wir ob seines Ranges als Journalisten und einen der großen Protagonisten der Moderne als Namenspatron wählten.

Die nächsten Projekte nahmen ebenfalls Bezug auf Verhältnisse, wie sie in diesen anderen Kulturwelten traditionell sind: wir starteten Versuche zur Kanonisierung des Journalismus. Das erste Projekt war eine Kooperation mit der „Süddeutschen Zeitung“ (München), die in 50 Wochen (von 7. Dezember 2002 bis 17. November 2003) auf der Medienseite die Serie „Aufmacher. Vorbilder des Journalismus“ veröffentlichte – Porträts, zu denen die halbe Redaktion und einige Externe beitrugen; daraus wurde auch ein Buch, gewidmet dem Poetik-Dozenten Herbert Riehl-Heise, mit dem gemeinsam die Konzeption entstanden war und dessen früher Tod dazu führte, dass die Folge 50 traurigerweise ihm gewidmet werden musste.²⁶

Gleichzeitig kam es auch zu einer Zusammenarbeit mit dem Kulturradio des ORF, Ö 1; in der langen Laufzeit dieses Kanons des österreichischen Journalismus „Chronisten – Reporter – Aufklärer“ wurden im Zeitraum 2002/03 über hundert Porträts gestaltet. Auch davon wird 2007/08 eine Buchausgabe vorbereitet.²⁷

Wichtig für all diese Projekte war schon in den 70er und 80er Jahren die Beobachtung, welche zunehmend wichtige Rolle das Medium Buch für den Journalismus einnimmt.²⁸ Seitdem gibt es in der Bibliothek des Wiener Institutes eine eigene Abteilung „Sammlung Journalismus“. Sie speist sich seit einigen Jahren nicht zuletzt aus den Beständen, in deren Besitz als Rezensionsexemplare wir durch die Zusammenarbeit mit der Zeitschrift „message“ von Michael Haller kommen. Im Vierteljahresrhythmus erstellen wir für diese Zeitschrift eine Doppelseite: „Top-Ten-Buchjournalismus“. Der Text zur Einleitung sei hier dokumentiert:

„Bestseller- und Bestenlisten gibt es seit Jahrzehnten für die unterschiedlichsten Literatur- und Buchtypen: Romane, Sachbücher, politische Bücher, Taschenbücher... Keine dieser Listen aber dokumentiert, dass auch der Journalismus charakteristischerweise sich des Mediums Buch bedient. Und dies auch traditionellerweise.“

Unter dem Titel „Einbruch der Journalisten in die Nachwelt“ veröffentlichte Joseph Roth (1894 – 1939) in der Frankfurter Zeitung vom 19.12.1925 eine Kritik zweier Bücher seiner journalistischen Zeitgenossen Egon Erwin Kisch (1885 – 1948) und Alfred Polgar (1873 – 1955): Hetzjagd durch die Zeit und An den Rand geschrieben. Seine Rezension leitete er mit Sätzen ein, die sich wie ein Programm für das Vorhaben lesen, das wir mit diesem Projekt „TOP TEN JOURNALISMUS“ starten:

„Wenn deutsche Journalisten Bücher schreiben, bedürfen sie beinahe einer Entschuldigung. Wie kamen sie dazu? Wollen die Eintagsfliegen in den Rang höherer Insekten aufsteigen? Wollen sie, die dem Tag angehören, in die Ewigkeit eingehen? Professoren und Kritiker säumen den Weg, der in die Nachwelt führt. Dichter, die gleichsam schon von Geburt eingebunden waren, wollen manchmal eine genaue Grenze zwischen Journalistik und Literatur ziehen und im Reich der Ewigkeiten den Numerus clausus für „Tagesschriftsteller“ einführen. Fremdwörter sind sehr selten glücklich und gültig verdeutscht worden. Sie bekamen meist einen präzisen, aber schiefen Sinn (einen undeutschen), wie zum Beispiel das Wort: Tagesschriftsteller. Ein Journalist aber kann, er soll ein Jahrhundertschriftsteller sein. Die echte Aktualität ist keineswegs auf 24 Stunden beschränkt. Sie ist zeit- und nicht tagesgemäß.“

Seit diesen selbstbewussten Feststellungen von Joseph Roth sind Jahrzehnte vergangen, in denen hunderte, ja tausende Bücher von Journalistinnen und Journalisten erschienen sind, auf die diese Einschätzung ebenso zutraf. Eine in den 80er Jahren begonnene „Sammlung Journalismus“ in unserer eigentlich nur der wissenschaftlichen Literatur gewidmeten Fachbi-

²⁶ Jakobs, Hans-Jürgen/Langenbacher, Wolfgang R. (Hrsg.): Das Gewissen ihrer Zeit. Fünfzig Vorbilder des Journalismus. Wien: Picus 2004.

²⁷ Unter dem Titel „Chronisten – Reporter – Aufklärer. Ein Kanon des österreichischen Journalismus“ (Wien: Picus

Verlag, Redaktion: Petra Herczeg)

²⁸ Haas, Hannes/Langenbacher, Wolfgang R.: Das Buch als Medium für Qualitätsjournalismus. In: „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel“, 43. Jg. 1987/Nr. 89, S. 3083-3087.

bliothek in Wien ist inzwischen auf viele Regalmeter angewachsen. Nur: ein Bewusstsein für die Originalität und die Qualität dieses Buchjournalismus fehlt vollkommen. Dafür kokettiert der Beruf mit dem dummen Spruch, es gäbe nichts älteres als die Zeitung von gestern; und was die Institutsbibliotheken für Publizistik und Journalistik anlangt: man stelle sich vor, ein literaturwissenschaftliches Institut würde auf die Werke der Romanciers, Lyriker und Dramatiker verzichten; eine darauf fokussierte Buchkritik fehlt ebenfalls, vielleicht aus – falscher – Bescheidenheit dem eigenen Gewerbe gegenüber; in den Buchhandlungen werden diese Titel anderen, eingespielten Rubriken zugeordnet und gehen so im Wust der vielen hundert Neuerscheinungen unter.

Die mangelnde, eigenständige Sichtbarkeit dieser Buchgattung ist angesichts ihrer anhaltenden verlegerischen Hochkonjunktur schwer verständlich und beeinträchtigt die Wahrnehmung und den Erfolg der mit ihr verbundenen gesellschaftlichen Funktionen: im Buch auf eine gewisse Dauer gestellte journalistische Arbeiten dienen dem Projekt Aufklärung, der politischen (Korruptions-) Kontrolle, der Erkundung gesellschaftlicher Realität, der Gesellschaftskritik, den Lernprozessen einer Zivilgesellschaft und schärfen unseren Tatsachenblick.

Einen Einwand gegen diese Vorstellungen von der Originalität dieses „Buchjournalismus“ muss man – zugegebenermaßen – diskutieren: viele dieser Bücher sammeln in der Tat häufig nur, was vorher schon in Periodika erschienen ist.

Buchjournalismus hat – und das liegt nicht zuletzt an den im Medienverbund praktizierten Formen wie etwa dem Serienvorabdruck – mit dem schalen Beigeschmack der „Zweit- oder Mehrverwertung“ zu kämpfen. Aber in der empirischen Beobachtung zeigt sich, dass die in diesem Zusammenhang gefürchteten Nachteile eigentlich keine sind. Eher erhöhen sie den Gebrauchswert des Mediums Buch und lassen ihn erst deutlich werden. Denn das Buch ist natürlich immer ein bisschen mehr als die Serie in der Zeitung, sowohl was den Inhalt als auch was bestimmte medienpezifische Qualitäten betrifft. Sicherlich: man kann die Zeitung zerschnipseln und dann die vergilbenden Ausschnitte in Mappen sammeln. Das erfordert viel Zeit, schmälert das Lektürevergnügen und geht auf Kosten der

Bequemlichkeit. Es ist ein sinnlicher Genuss, die Serie ordentlich gebunden, griffbereit, vollständig und jederzeit disponibel zu haben: Das Ganze ist eben wesentlich mehr als die Summe seiner Teile.

Die Entwicklung der letzten Jahre zeigt es deutlich: es gibt einen Journalismus neben den Massenmedien, der im Buch stattfindet. Das Buch kann auf der quantitativen Ebene mit den Einschaltquoten der elektronischen und mit den Auflagen der periodischen Druckmedien selbstverständlich nicht mithalten. Das Buch ist dagegen das Medium von und für Individualisten. Das „Für jeden etwas“ der Massenmedien erfährt im Buch die radikalste Reduktion und Umkehrung zum „Etwas für jeden“.

Was bedeutet das für Journalismus? Der in Buchform veröffentlichte Journalismus verfügt immer über einen besonderen USP. Dieser kann in der außergewöhnlichen Thematik, der umfassenden Recherche, der besonderen Präsentation, also im Schreiberischen, Inhaltlichen oder Technisch-Methodischen der Beschreibung von Wirklichkeit liegen. Qualitätsjournalismus, der sich eben durch die genannten Tugenden definiert, kann nur in den seltensten Fällen in tagesaktuellen Medien stattfinden. Zu sehr dominieren Routineprozesse, begrenzte Zeit- und Personalkapazitäten und andere Sachzwänge den redaktionellen Arbeitsalltag; zu deutlich zeichnen sich aber gerade für diese Art Journalismus Grenzen der Mitteilung in den Massenmedien ab. Das Buch hingegen ist das ideale Medium für großen Journalismus: wie kein anderes steht es in der Verfügungsmacht dessen, der seiner Zeit und seinen Mitmenschen etwas sagen möchte.

Message TOP TEN JOURNALISMUS wird Quartal für Quartal beweisen, dass sich aus den hunderten von jährlichen Neuerscheinungen – ausgewiesenen Qualitätskriterien folgend – eine Bestenliste erarbeiten lässt, die dokumentiert, welchen intellektuellen Rang Journalismus als Kulturleistung jenseits der alltäglichen massenmedialen Dienstleistungen in Anspruch nehmen darf.

Wer diesen Empfehlungen folgt, wird entdecken, dass Journalismus terminologisch nicht zur Literatur geadelt werden muss, um – wie Joseph Roth so schön formulierte – „in den Rang höherer Insekten“ aufzusteigen. Journalismus ist Journalismus ist Journalismus...“²⁹

²⁹ Haas, Hannes/Langenbacher, Wolfgang R.: Über die

Aktualität hinaus. In: message, 4. Jg. 2002/Nr.1, S. 112f.

Schließlich gehört als monographisches Werk auch die Habilitationsschrift von Hannes Haas in diesen Kontext.³⁰ Und erwähnt sei auch, dass wenigstens aus einigen der normalerweise ungedruckten studentischen Abschlussarbeiten „richtige“ Bücher geworden sind.³¹

Keine Frage: das alles passt so gar nicht zur sozusagen „herrschenden Lehre“ der kommunikationswissenschaftlichen Journalismusvorstellung und ist gewissermaßen zu einer Wiener Spezialität geworden, die nur bei wenigen Kollegen außerhalb – wie Walter Hömberg, Horst Pöttker oder Gunter Reus – Unterstützung findet. So lassen sich beispielsweise in einem typischen, umfangreichen Sammelband über „Theorien des Journalismus“ keine oder nur periphere Einträge über Personen oder Werke aufspüren. Journalismus als Produkt individueller Autoren in seinen mannigfaltigen, traditionsreichen Darstellungsformen existiert hier nicht.³²

Den Initialakkord zu einem derart realitätsfernen und blutleeren Bild von Journalismus hatte wohl vor allem Manfred Rühl gegeben, apodiktisch formuliert z.B. in einem Aufsatz von 1989:

*„Redaktionelles Entscheiden ... im Sinne strukturierten und programmierten Auswählens zwischen alternativen Ereignissen, Themen und Mitteilungskomplexen ... hat das Schreiben und andere ‚genuine Elemente‘ des Journalismus abgelöst.“*³³

Eine ganze Generation ist ihm auf diesem (Irr-)Wege gefolgt, sodass – paradox gesagt – in vielen wissenschaftlichen Abhandlungen über Journalismus heute von *Journalismus* nicht die Rede ist. Nun muss man allerdings zugestehen, dass solche Denkweisen eine Zeit lang auch in der Literaturwissenschaft Unterstützung in einer Autorthorie

fanden, die den „Tod des Autors“ postulierte. Das mag mit der Tradition gerade einer Literaturgeschichte zusammenhängen, die sich über Jahrhunderte nur für Personen und ihre Werke interessierte und deren institutionelle Kontexte (Verlagswesen, Medien, Kritik, Leser u.ä.) souverän ignorierte. Als Gegenströmung musste der Autorbegriff in Frage gestellt werden. Für die Kommunikationswissenschaft aber gilt der genau umgekehrte Schluss: eine – noch zu schreibende – Journalismusgeschichte müsste diesen für sich reklamieren und den Begriff erst einmal rekonstruieren. Auch in der Literaturwissenschaft ist dies eine Episode geblieben und niemand setzt sich mehr dem Verdacht der theoretischen Naivität aus, wenn er den Autorbegriff verwendet; die „Rückkehr des Autors“ in die literaturwissenschaftliche Diskussion hat längst wieder stattgefunden.³⁴

Ihn für den Journalismus fruchtbar zu machen, mag aus vielen Gründen schwierig sein, ist aber nicht unmöglich, denn je näher wir seit der Mitte des 19. Jahrhunderts der Gegenwart kommen, umso selbstverständlicher werden journalistische Texte, die auf einen singulären „Autor“ zurückgeführt werden können. Galt historisch lange das Ideal der Anonymität – für Otto Groth übrigens eines der „angeblichen Wesensmerkmale“ der Zeitung³⁵ –, so bezeichnet sich ein Blatt wie die „Süddeutsche Zeitung“ heute als „Autorenzeitung“; und auch ein Magazin wie der „Spiegel“ hat dieses lange heilige Prinzip längst aufgegeben. Trotzdem bleibt natürlich richtig, dass die Totalität der Medienorganisation, die Imperative vorgestanzter Formen und die alltägliche Massenproduktion die Identifikation geistiger Unikate im Journalismus schwierig, ja zu einer förmlichen wissenschaftlichen Aufgabe macht: im Meer der Dienstleistungen gilt es die Perlen journalistischer Kulturleistungen zu finden.³⁶

³⁰ Haas, Hannes: Empirischer Journalismus. Verfahren zur Erkundung gesellschaftlicher Wirklichkeit. Wien u.a.: Böhlau 1999.

³¹ erwähnt seien zum Beispiel Haniflè, Thomas: „Im Zweifel auf Seiten der Schwachen.“ Claus Gatterer – eine Biographie. Innsbruck u.a.: Studien-Verlag 2005 und Hutter, Andreas; Billy Wilder. Eine europäische Karriere (zus. mit Klaus Kamolz).

³² Löffelholz, Martin (Hrsg.): Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2000.

³³ Rühl, Manfred: Organisatorischer Journalismus. In: Kaase, Max/Schulz, Winfried (Hrsg.): Massenkommunikation. (= Sonderheft 30 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie) Opladen 1989, S. 254.

³⁴ vgl. Jannidis, Fotis/Lauer, Gerhard/Martínez, Matias/Winko, Simone (Hrsg.): Die Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs. Tübingen:

Niemeyer 1999.

³⁵ Groth, Otto: Die unerkannte Kulturmacht. Berlin: de Gruyter 1960, hier Band I, S. 258-295.

³⁶ An dieser Stelle sei an einen frühen Vorgänger dieses Texts erinnert – Langenbacher, Wolfgang R. (Hrsg.): Journalismus & Journalismus. Plädoyers für Recherche und Zivilcourage. München: Ölschläger 1980 (= Praktischer Journalismus 3). Dieses Bändchen war für die von mir mitbegründete neue Buchreihe programmatisch und versammelte einige Protagonisten wie z.B. Dagobert Lindlau und Herbert Riehl-Heysen, die damals noch ziemlich einsame Rufer in der Wüste waren. Investigativer Journalismus war ein Fremdwort und musste über einen dokumentarischen Fernsehbeitrag importiert werden: Lindlau, Dagobert: Jack Anderson. Einer, der Washington das Gruseln lehrt. Dokumentarfilm (ARD 14.4.1976, 20.15 h, 2.11.1976, 16.20 h). Einschlägige Lehrbücher erschienen erst über ein Jahrzehnt später.

Die unabdingbaren Vorarbeiten dazu hat die *Deutsche Biographische Enzyklopädie* geleistet, indem aus ihr unter dem nur unglücklich zu nennenden Titel „Die deutschsprachige Presse“ ein „biographisch-bibliographisches Handbuch“ kompiliert wurde.³⁷ Das Vorwort beschreibt das Projekt so:

„Das biographisch-bibliographische Handbuch Die deutschsprachige Presse wurde auf der Grundlage der in den Jahren 1995 bis 2003 in zehn Bänden und drei Supplementen erschienenen Deutschen Biographischen Enzyklopädie (DBE) erarbeitet. Beibehalten wurde das Prinzip, dass keine noch lebenden Personen aufgenommen werden. Das vorliegende Werk will mit einer Sammlung von knapp 6.000 Kurzbiographien und 207 ausführlicheren, namentlich

gezeichneten Porträts handelnde Subjekte des deutschsprachigen Pressewesens vorstellen. Gegenüber den vorliegenden Bänden der DBE wurden 340 Namen neu aufgenommen. Das Spektrum

reicht vom Journalisten, Redakteur und Kritiker über den Herausgeber bis zum Verleger, der mehr ist als „Händler mit bedrucktem Papier“. Illustrierten, Karikaturisten, Pressephotographen sind ebenso zu finden wie Druckereibesitzer, Fachleute für Lesezirkel und Vertrieb, Zeitungs- oder Publizistikwissenschaftler, Autoren, Herausgeber und Verleger fachwissenschaftlicher Zeitschriften bleiben hier im allgemeinen unberücksichtigt. (...)

Zahlreiche Persönlichkeiten, die in anderen Zusammenhängen berühmt wurden, waren zumindest zeitweise journalistisch tätig, darunter Karl Philipp Moritz, Robert Schumann und Theodor Herzl. Unter den hier versammelten Personen befinden sich auch eine Reihe von Namen, die in der Regel der Politik zugezählt werden, die aber kaum als die Journalisten, die sie waren, in Erinnerung geblieben sind. Willy Brandt, der als Bundeskanzler zum bedeutenden, international respektierten Staatsmann

wurde, war u.a. 1930 Mitarbeiter des „Lübecker Volksboten“ unter Chefredakteur Julius Leber, betätigte sich auch im norwegischen Exil als Journalist, berichtete über den Spanischen Bürgerkrieg und arbeitet nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs als Korrespondent skandinavischer Zeitungen in Deutschland.

Ferner wurden viele Vertreter der sogenannten großen Literatur aufgenommen, die auch die „kleine Form“, wie Alfred Polgar sie nannte, beherrschten, die es verstanden, der feilen Glosse, „ihre verächtliche, unscheinbare Bereitschaft nutzend, ... Belebendes, Reinigendes abzugewinnen“ (Walter Benjamin): Zu den Schriftstellern, die als Literaturkritiker tätig waren, jedoch durch andere Gattungen berühmt wurden,

zählen zum Beispiel Gottfried Ephraim Lessing und Heinrich Heine. Ihr Leben und Wirken wird als ganzes, d.h. nicht bloß in bezug auf ihre journalistische Tätigkeit, dargestellt.“³⁸

Ohne einen begründeten, engeren Begriff von Journalismus wird man keinen Kanon Journalismus entwerfen können.

Damit liegt nun eine überwältigende Materialfülle vor – aber auch nicht mehr, denn ohne einen begründeten, engeren Begriff von Journalismus wird man daraus keine Journalismusgeschichte, keinen Kanon Journalismus entwerfen können. Dazu fehlt insbesondere die z.B. für die Literaturwissenschaft selbstverständliche philologische Grundlage, die Präsenz der „Werke“. Diese Behauptung muss freilich relativiert werden – dank der Verlagsproduktion und dank editorischer Bemühungen, denen es nicht zuvörderst um „Journalismus“ geht, sondern um bestimmte Autoren, die einfach zur „Literatur gerechnet werden.

Als neuere Beispiele seien folgende Werkausgaben aufgeführt:

- Peter Altenberg³⁹ (München 1979)
- Hugo Bettauer⁴⁰ (Salzburg 1980)
- Hubertus Czernin⁴¹ (Wien 2007)
- Friedrich von Gentz⁴² (Hildesheim 2002)
- Siegfried Jacobsohn⁴³ (Göttingen 2005)

³⁷ Jahn, Bruno (Bearb.): Die deutschsprachige Presse. Ein biographisch-bibliographisches Handbuch. München: Saur 2005.

³⁸ ebd., VII.

³⁹ Altenberg, Peter: Ausgewählte Werke in zwei Bänden. 1: Aphorismen, Skizzen und Geschichten. München 1979.

⁴⁰ Bettauer, Hugo: Gesammelte Werke. Band 1-6. Salzburg: Hannibal 1980.

⁴¹ Czernin, Hubertus: Über Totschweigen und Schönreden. Gesammelte journalistische Schriften. 5 Bände.

Herausgegeben von Alfred Noll sowie Sophie, Johanna und Antonia Czernin. Mit einem Vorwort von Armin Thurnher. Wien: Czernin 2007.

⁴² Friedrich von Gentz: Gesammelte Schriften. Hrsg. von Günther Kronenbitter. Hildesheim: Olms-Weidmann 2002.

⁴³ Jacobsohn, Siegfried: Gesammelte Schriften. Band 1-5. Hrsg. von Gunter Nickel und Alexander Weigel. Göttingen 2005.

- Egon Erwin Kisch⁴⁴ (Berlin 1993)
- Karl Kraus⁴⁵ (München 1987, Frankfurt 1979)
- Soma Morgenstern⁴⁶ (Lüneburg 1994-2001)
- Carl von Ossietzky⁴⁷ (Hamburg 1994)
- Alfred Polgar⁴⁸ (Hamburg 1982-1986)
- Joseph Roth⁴⁹ (Köln 1989-1991)
- Kurt Tucholsky⁵⁰ (Hamburg 1975)
- Theodor Wolff⁵¹ (Düsseldorf u.a. 1989-2000)

Alle Bände mit Texten von Theodor Wolff wurden von Bernd Sösemann herausgegeben; dies ist aber auch das einzige Beispiel eines Editors aus dem „Fach“. Warum wäre eine eigenständige journalistische Editions-kultur wichtig? In einer Auseinandersetzung mit der kontroversen Georg-Bücher-Philologie, die es ja mit einem ganz schmalen Werk zu tun hat, fand Michael Ott die schöne Formulierung: „Editionen sind Verwaltungsinstanzen des kulturellen Gedächtnisses; sie prägen das Autoren-Bild ganzer Generationen.“⁵² Wer das Journalisten-Bild prägt – sollte das nicht zumindest die Aufgabe der wissenschaftlichen Journalistenausbildner sein? Hilde Spiel notierte einmal: „Wie lernt man schreiben? Indem man liest.“ Für Debütanten der Literatur ist dies eine Selbstverständlichkeit; für die des Journalismus kann das aber nur eine solche werden, wenn ein *Kanon Journalismus* selbstverständlich wird – auf dem Buchmarkt und in der Lehre, der Ausbildung.

Sehr viel umfangreicher wäre eine – erst mühsam zu recherchierende – Bibliographie mit Einzelausgaben eines Kanon Journalismus. Da finden sich – für Verlage offensichtlich gewinnträchtige – Steady-seller (wie Anton Kuh, Theodor Herzl, Alfred Kerer oder Hilde Spiel) und ebenso verdienstvolle Ausgrabungen (wie Max Winter). Eines der erstaunlichsten Projekte in diesem Kontext ist „Die Andere Bibliothek“, eine Buchreihe, die seit Januar 1985 (bis 2007) von Hans Magnus

Enzensberger (zuerst bei Greno und dann im Eichborn Verlag) herausgegeben wurde. Monatlich erscheint ein neuer Band mit dem Ziel, die Buch- und Lesekultur zu fördern. Durch das Interesse des Herausgebers ist innerhalb dieser Reihe im Laufe der Jahre so etwas wie eine eigenständige „Reihe Journalismus“ entstanden: Federspiel, Weiss, Stadelmaier, Kramer, Goettle, Scherer, Elon, Mayhew, Mercier, Russell, Swartz sind nur einige der Namen. Vor allem verdanken wir die anhaltende Präsenz von Ryszard Kapuscinski (1932 – 2007) dieser Buchreihe (und dem Übersetzer Martin Pollack).

Ab dem Buchherbst 2007 sind nun Klaus Harpprecht und Michael Naumann die neuen Herausgeber, beides Journalisten. Sie starten auch mit einer Ausgabe aus dem Kanon Journalismus – Georg Forsters (1754 – 1794) „Reise um die Welt“; da darf man wohl auf eine Fortsetzung der originellen journalistischen Editionstradition von Enzensberger hoffen.

Zahllos sind naturgemäß die Bücher von Gegenwartsjournalisten wie Marion Gräfin von Dönhoff (1909 – 2002), Ralph Giordano (*1923), Herbert Riehl-Heyse (1940 – 2003) oder Georg Stefan Troller (*1921) u.ä.; die aktuelle Situation ist vierteljährlich Gegenstand des oben erwähnten Projektes Top-Ten-Buchjournalismus. Erwähnt sei auch noch, dass es eine Reihe von Verlagen gibt, die sich kontinuierlich diesem Felde widmen: dazu zählen etwa der Ch. Links Verlag in Berlin, der Picus Verlag in Wien und eine ganze Reihe der großen, bekannten Publikumsverlage.

Wer sich für Journalismus wissenschaftlich interessiert, findet also auch heute schon – ohne dass dies ein Verdienst der Journalismusforschung wäre – eine Fülle von Material. An drei neueren Veröffentlichungen sei darüber hinaus etwas aus-

⁴⁴ Kisch, Egon Erwin: Mein Leben für die Zeitung. Journalistische Texte. Band 1-2, 2. Aufl., Berlin: Aufbau Verlag 1993.

⁴⁵ Kraus, Karl: Frühe Schriften: 1892 – 1900. Hrsg. von Johannes Braakenburg. München: Kösel 1979 sowie Kraus, Karl: Schriften. 17 Bände. Hrsg. von Christian Wagenknecht. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1987.

⁴⁶ Morgenstern, Soma: Werke in Einzelbänden. Band 1 – 12. Hrsg. von Ingolf Schulte. Lüneburg: zu Klampen 1994 – 2001.

⁴⁷ von Ossietzky, Carl: Sämtliche Schriften. Band 1 – 8. Hrsg. von Werner Boldt. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1994.

⁴⁸ Polgar, Alfred: Kleine Schriften. Band 1 – 6. Hrsg. von Marcel Reich-Ranicki und Ulrich Weinzierl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1982 – 1986.

⁴⁹ Roth, Joseph: Werke. Band 1 – 6. Hrsg. von Fritz Hackert. Köln: Kiepenhauer & Witsch 1989 – 1991.

⁵⁰ Tucholsky, Kurt: Gesammelte Werke. Band 1 – 11. Hrsg. von Mary Gerhold-Tucholsky. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1975.

⁵¹ Wolff, Theodor: Ein Leben mit der Zeitung. Düsseldorf: Econ 2000; Theodor Wolff, der Chronist. Düsseldorf: Econ 1997; Theodor Wolff, der Publizist. Düsseldorf: Econ 1995; Theodor Wolff, der Journalist. Düsseldorf: Econ 1993; Die Wilhelminische Epoche. Fürst Bülow am Fenster und andere Begegnungen. Frankfurt am Main: Althenäum 1989; – Alle Bände wurden herausgegeben von Bernd Sösemann. Vgl. ebenso Sösemann, Bernd: Das Ende der Weimarer Republik in der Kritik demokratischer Publizisten. Theodor Wolff, Ernst Feder, Julius Elbau, Leopold Schwarzschild. Berlin: Colloquium 1976.

führlicher demonstriert, wo man weiter fündig werden kann und dass es auch aus dem Fach selbst relevante Beiträge zu geben beginnt: an einer Autobiographie, einer zeitgeschichtlichen Monographie und einer kommunikationshistorischen Biographie.

Die Autobiographie von Dagobert Lindlau:⁵³

„Die Wirklichkeit braucht oft mehr Platz, als Zeitungen oder Sender herausrücken.“ Diesen Satz notiert Dagobert Lindlau gleich auf der ersten Seite seines Werkes am Ende des ersten Absatzes. Es ist ein Schlüsselsatz nicht nur für sein Buch, sondern dafür, warum Journalisten überhaupt (und wohl immer häufiger) das alte, langsame Medium Buch nutzen. Nur dieses ermöglicht ihnen, (so gut wie) frei von den üblichen medialen Imperativen des Raumes, der Zeit, der Konkurrenz und dem branchenüblichen „Hintersicht-Führen“ ihre journalistische Wahrheit zu protokollieren.

Den allergrößten Nutzen können aus diesem Buch sicherlich praktizierende und angehende Reporter aller Genres und Medien gewinnen. Lindlau schreibt nicht über sein Handwerk, sondern erzählt von ihm: wie er an seine Recherchen kam, wie man verhindert, den professionellen Täuschern auf den Leim zu gehen, was man vom amerikanischen Journalismus lernen kann, warum man selbst in gefährlichen Milieus nur ausnahmsweise in Todesangst leben muss, warum man manchmal gegen falsche Zeugen nicht gefeit ist, wie es zu einer falschen Berichterstattung kommen kann, warum Informationen von Nachrichtendiensten auch etwas taugen können und Dissidenten, unbrauchbare, ja brandgefährliche (siehe Irak) Quellen sind.

Dieser Reporter war und ist in der Tat mehr als „nur“ ein Reporter, deshalb also im Titel: „eine Art Beruf“. Solche Kunst der Reportage ist anderes als bloßes Handwerk: eine Haltung, eine universelle Empathie, eine omnipräsente Sensibilität und eine intellektuelle Unbestechlichkeit, die sonst bestenfalls in der Autonomie einer künstlerischen oder schriftstellerischen Existenz gelingt.

Die Monographie von Christina von Hodenberg:⁵⁴ Kurz nach Erscheinen fand diese umfangreiche Studie, eine Freiburger zeithistorische Habilitationsschrift (von 2004), die nachdrückliche Beachtung in Blättern wie der „Zeit“, der „Süddeutschen“ oder der „FAZ“. Das Lob war – von Nebensächlichkeiten abgesehen – einhellig. Die Rezensenten, alle renommierte Repräsentanten des journalistischen Berufes, äußerten sich höchst angetan von diesem spannungs- und faktenreichen Buch. Diesem Urteilen kann man sich auch fachwissenschaftlich nur anschließen – nicht ohne leisen Neid damit zu verbinden, dass hier außerhalb des Faches endlich Kommunikationsgeschichte geschrieben wurde. Ein vergleichbares Werk von solchem großen monographischen Atem und dieser narrativen Kraft hat niemand aus unserem Fach bisher vorgelegt. Christina von Hodenberg war langjährige Mitarbeiterin in der Freiburger Forschungsgruppe zur Geschichte der Bundesrepublik. Heute lehrt sie an der University of London.

Gleich die umfangreiche „Einführung“⁵⁵ verdeutlicht, was den wissenschaftlichen Rang dieses Buches ausmacht: diese Historikerin hat sich umsichtig und analytisch überzeugend theoretische Fundamente gelegt, die den Erklärungsversuchen ihrer oft akribischen Deskriptionen von fast drei Jahrzehnten westdeutscher Medienöffentlichkeit eine überzeugende innere Logik geben. Da sie auch eine jargonlose Prosa schreibt, oft mit geglückt-originellen Formulierungen brilliert und bei aller Fülle der Einzelphänomene über eine souveräne Stoffbeherrschung verfügt, könnte die Lektüre sogar kommunikationshistorisch unbeleckte LeserInnen faszinieren. Wer sich heute empirisch mit politischer Öffentlichkeit in der Bundesrepublik Deutschland beschäftigt, wird jedenfalls ohne die Rezeption der hier ausgebreiteten Erkenntnisse sich den Vorwurf allzu oberflächlicher Sichtweisen gefallen lassen müssen. Das gilt naturgemäß nicht zuletzt für die jüngeren Generationen, für die die Nachkriegsgeschichte schon weit weg gerückt ist. Der Nachweis aber, dass auch diese Vergangenheit in die Gegenwart weiterhin wirkungsmächtig hinein-

⁵² Ott, Michael: Der Himmel ist leer. Fußnotenkrieg: Wie die Philologen um Georg Büchner streiten. In: „Süddeutsche Zeitung“, Nr. 45 vom 22. Februar 2002, S.16.

⁵³ Lindlau, Dagobert: Reporter. Eine Art Beruf. München Zürich: Piper 2006. Autobiographien von Journalisten sind inzwischen keine Seltenheit mehr; als Beispiele seien genannt: Gaus, Günter: Widersprüche. Erinnerungen

eines linken Konservativen. Berlin: Propyläen 2004 sowie Raddatz, Fritz J.: Unruhstifter. Erinnerungen. München: Propyläen 2003. Hier verabschieden sich gewissermaßen ganze Generationen.

⁵⁴ von Hodenberg, Christina: Konsens und Krise. Eine Geschichte der westdeutschen Medienöffentlichkeit 1945 – 1973. Göttingen: Wallstein Verlag 2006.

⁵⁵ ebd., S. 7-30.

ragt, macht das intellektuelle Faszinosum des Werkes von Christina von Hodenberg aus.

So begreift man in den größeren historischen Zusammenhängen, worin die Zäsur von 1945 bestand, erst recht aber, warum es nationalsozialistische Kontinuitäten geben konnte und musste und schließlich, wie mühsam und konfliktreich die Lerngeschichte für die Akzeptanz demokratischer Kommunikationsfreiheit war. Die Struktur- und Prozessanalysen dazu haben geradezu Modellcharakter, wenn man auf vergleichbare Entwicklungsnotwendigkeiten in (beliebigen) Transformationsländern blickt. Wir lernen: es ist durchaus alles andere als selbstverständlich, dass sich eine kritische, politische Öffentlichkeit bildet. Um diesem „Prozess mit offenem Ausgang“⁵⁶ analytisch auf die Spur zu kommen, wird – nach einer Klärung des Begriffes Öffentlichkeit – auf Theorien von Pierre Bourdieu und ein Modell politischer Generationen zurückgegriffen. Bedauerlich, dass trotz mehrfacher Verweise auf gesellschaftliches, historisches Lernen die theoretisch fundierte Einbeziehung dieses Konzeptes nicht versucht wurde.

Neben der üblichen Sekundärliteratur (S. 465 – 499!) basiert dieses Buch auf einem – man muss es so sagen – bisher beispiellosen Reichtum von archivalischen Quellen (darunter die National Archives, Washington, die Historischen Archive mehrerer Rundfunkanstalten sowie des Privatarchivs von Rüdiger Pöroske) und der Auswertung „systematisch durchgesehene(r) Printmedien“ (v.a. Wochenperiodika wie „Die Zeit“, auch „Stern“ und „Quick“ oder die „Herder-Korrespondenz“). Diesem Material wird auf höchst inspirierte Weise eine Fülle an differenzierten Erkenntnissen abgewonnen, häufig verbunden mit der selbstbewussten Korrektur gängiger Ansichten, aber auch mit dem Mut zum klaren Urteil. Der Titel fasst das auf glückliche Weise zusammen. In diesen fast drei hier untersuchten Jahrzehnten fand ein langsamer Abschied von Konsens und Staatsorientierung statt. Deutsch-

land verwestlichte sich. „Erst als das Krisengefühl abebbte – nach zwei Jahrzehnten –, konnte der Aufbruch in die kritische Öffentlichkeit gelingen.“ So endet diese in jeder Hinsicht große Studie. Wenn es mit – wie soll man es nennen: Rezeptionskulturellen? – rechten Dingen zugeht, müsste sie im Fach ein Dauerseller werden.

Die Biographie Margret Boveri:⁵⁷

Auch heute noch gibt es zahlreiche Bücher von Margret Boveri im Buchhandel oder im Antiquariat,⁵⁸ die bis heute etwas von der Faszination vermitteln, die von dem Leben dieser Journalistin und Autorin ausging. Für eilige Leser, also beispielsweise journalistische Kolleginnen und Kollegen, mag die Biographie von Heike B. Görtmaker (basierend auf einer kommunikationshistorischen Dissertation), manche Längen haben. Für den an journalistischer Kanonbildung interessierten Wissenschaftler ist es ein ungemein dichter und faktenreicher Beitrag zur Journalismusgeschichte des vergangenen Jahrhunderts. Bedauerlich darf man in diesem Zusammenhang nennen, dass sich die Verfasserin allzu sklavisch an historische Darstellungsmuster hält, und die vielen möglichen Anregungen zu kommunikationswissenschaftlichen und insbesondere journalistikbezogenen theoretischen Interpretationen ignoriert. So schreibt sie zwar im Nachwort von dem „ungewöhnlichen Selbstverständnis“, das schon Margret Boveris journalistische Karriere bestimmt habe, vergibt sich aber die Chance einer Interpretation, die die einschlägige Fachliteratur ja nahe legen würde. Ebenso gibt es kaum Ansätze einer – analog zur Literaturwissenschaft gesprochen – *Werkinterpretation*, obwohl die in Büchern vorliegende Substanz dafür gerade bei dieser Journalistin nicht fehlt.

Auch drängt sich immer wieder der Eindruck auf, dass die Untiefen, in die Boveris politische Einstellungen führen, bewusst ausgeblendet werden. So bleibt die Antwort auf die Frage Uwe Johnsons offen, warum Boveri das Deutschland Hitlers dem Ausland vorgezogen hat. Der Gang ins

⁵⁶ ebd., S. 8.

⁵⁷ Görtmaker, Heike B.: Ein deutsches Leben. Die Geschichte der Margret Boveri 1900-1975. München: Beck 2005. Vgl. dazu auch frühere biographische Studien: Behmer, Markus: Von der Schwierigkeit, gegen Illusionen zu kämpfen. Der Publizist Leopold Schwarzschild – Leben und Werk vom Kaiserreich bis zur Flucht aus Europa. Münster: Lit 1997 sowie Burger, Reiner: Theodor Heuss als Journalist. Beobachter und Interpret von vier Epochen

deutscher Geschichte. Münster: Lit 1999.

⁵⁸ Boveri, Margret u.a.: Der Verrat im XX. Jahrhundert, 4 Bde., Hamburg 1956-1960; dies.: Wir lügen alle. Eine Hauptstadtzeitung unter Hitler, Olten und Freiburg im Breisgau 1965; dies.: Tage des Überlebens. Berlin 1945, München 1968; dies.: Erinnerter Mutmaßungen. In: Neue Deutsche Hefte 16, 205-208, 1969; dies.: Die Deutschen und der Status Quo, München 1974.

Ausland wäre für sie vergleichsweise einfach gewesen. Wie auch immer: es ist eine lesenswerte Biographie aus dem Fach und in jedem Fall hat die Verfasserin das wissenschaftliche Verdienst, am Beispiel Boveris „den Beginn einer journalistischen Karriere in der Anfangsphase der nationalsozialistischen Pressepolitik“ rekonstruiert zu haben. Und spannend zu lesen ist, wie diese mit dieser Vergangenheit später umging. Auch diese Biographie fand in der Buchkritik ein höchst positives Interesse. Es mag auch daran liegen, dass es ohne Jargon geschrieben ist. Wissenschaftlich bleiben die erwähnten Wünsche offen. Vergleichbare Defizite dürfte eine literaturwissenschaftliche oder kunstwissenschaftliche Studie gewiss nicht aufweisen (Stichwort: Werkanalyse). Hier

fehlt es unserer Disziplin offensichtlich noch an methodischer Erfahrung. Die von Norbert Frei kritisierte Blindheit wird mit solchen Büchern jedenfalls ein wenig relativiert. Aber die Versäumnisse und künftigen Aufgaben bleiben zahllos. Wenn der Weg der Forschung und Darstellung dahin auch noch weit ist, so mag doch das – viel zitierte, aber zu wenig als Forschungsanleitung begriffene – Postulat von Max Weber aus dem Jahre 1919 irgendwann einmal eingelöst werden, dass eine wirklich gute journalistische Leistung mindestens so viel „Geist“ beansprucht wie beispielsweise irgendeine Gelehrtenleistung – und damit unterschieden werden kann von den täglichen Medendienstleistungen – als *Journalismus* eben.⁵⁹

Wolfgang R. LANGENBUCHER

emer. Univ.-Prof. Dr. phil.; geb. 1938 in Pforzheim/Baden-Württemberg, Studium der Volkswirtschaftslehre, Philosophie, Germanistik und Zeitungswissenschaft in Stuttgart und München; von 1975 bis 1983 Professor am Institut für Kommunikationswissenschaft der Universität München; von 1984 bis 2006 Ordinarius für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft in Wien, langjähriger Institutsvorstand. Seit Oktober 2006 Emeritus. Zahlreiche Funktionen in Gremien, Jurys und Kommissionen; rege Gutachtertätigkeit; von 1972 bis 2006 Mitherausgeber der „Publizistik“-Vierteljahresshefte für Kommunikationsforschung. Darüber hinaus (weiterhin) umfangreiche Publikationstätigkeit, die neben selbständigen Buchpublikationen und Herausgebertätigkeit auch zahllose Aufsätze und Berichte in Sammelpublikationen, Zeitschriften und Zeitungen umfasst (die vollständige Bibliographie 1964 – 2006 siehe ab Seite 33).

⁵⁹ Oberflächlich gelesen, könnte man zu der Auffassung kommen, dieses Plädoyer sei ein Wiederbelebungsversuch von Emil Dovifats „Theorie“ der publizistischen Persönlichkeit – vgl. dazu etwa Söseman, Bernd (Hrsg.): Emil Dovifat. Studien und Dokumente zu Leben und Werk. Berlin u.a.: de Gruyter 1998. Dies ist aber keineswegs beabsichtigt, denn Dovifat interessierte sich

nur am Rande für Journalisten, sein – eben spezifisch publizistikwissenschaftliches – Interesse galt dem politischen Kommunikator, dem großen Redner in der Geschichte. Trotzdem wäre es aus disziplingeschichtlichen Gründen wohl redlich, seine Positionen wieder einmal kritisch nachzulesen.

Bibliographie Wolfgang R. Langenbucher 1964 – 2006

Ein Schriftenverzeichnis zur Emeritierung

Im Jahr 1964 erschien die Buchausgabe seiner Dissertation. Seitdem hat Wolfgang R. Langenbucher eine Fülle von Monographien, Sammelbänden, Editionen, Aufsätzen und Rezensionen veröffentlicht. Die folgende Bibliographie verzeichnet die Publikationen, die bis zu seiner Emeritierung im Jahre 2006 erschienen sind. Dabei ist – mit Ausnahme von Vorworten, Interviews und Nachdrucken – Vollständigkeit angestrebt. Der Verfasser dankt Bernd Semrad für ergänzende Hinweise.

Selbständige Schriften und Buchveröffentlichungen

1. Der aktuelle Unterhaltungsroman. Beiträge zu Geschichte und Theorie der massenhaft verbreiteten Literatur. Bonn: Bouvier 1964 (= Bonner Beiträge zur Bibliotheks- und Bücherkunde 9), 292 Seiten; 2. Aufl. 1974
2. Der mißachtete Leser. Zur Kritik der deutschen Presse. Köln und Berlin: Kiepenheuer & Witsch 1969 (= Information 22), 204 Seiten (zus. mit Peter Glotz); 3. Aufl. 1970
3. Deutscher Presserat: Memorandum zur Journalistenausbildung, vorgelegt von der „Gemischten Kommission für Fragen der journalistischen Aus- und Fortbildung“ gem[äß] Beschlußfassung auf der Sitzung am 18.1.1971 in Düsseldorf. Bonn-Bad Godesberg o.J. (1971), 8 Seiten (zus. mit Günter Kieslich)
4. Kommunikation als Beruf. Ansätze kommunikationswissenschaftlicher Berufsforschung. Habilitationsschrift. München 1973 (masch.), 239 Seiten
5. Unterhaltung als Beruf? Herkunft, Vorbildung, Berufsweg und Selbstverständnis einer Berufsgruppe. Berlin: Spiess 1974, 21975 (= AfK-Studien 1), 158 Seiten (zus. mit Walter A. Mahle)
6. Buchmarkt der neuen Leser. Studien zum Programmangebot der Buchgemeinschaften (1962-1971). Berlin: Spiess 1974 (= AfK-Studien 2), 199 Seiten (zus. mit Wolfhard F. Truchseß)
7. Pressekonzentration und Journalistenfreiheit. Zur Entwicklung der Arbeits- und Beschäftigungssituation von Journalisten der Tageszeitungen in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin: Spiess 1976 (= AfK-Studien 4), 341 Seiten (zus. mit Otto B. Roegele und Frank Schumacher)
8. Die Massenmedien in der postindustriellen Gesellschaft. Konsequenzen neuer technischer und wirtschaftlicher Entwicklungen für Aufgaben und Strukturen der Massenmedien in der Bundesrepublik Deutschland. Göttingen: Schwartz 1976 (= Kommission für wirtschaftlichen und sozialen Wandel 111), VII, 475 Seiten (zus. mit Horst Decker und Günter Nahr)
9. Manager der Kommunikation. Die Rolle des Chefredakteurs im Spannungsfeld von Verlag, Redaktion und Leser. Berlin: Spiess 1977 (= AfK-Studien 3), 346 Seiten (zus. mit Ursula Jacobi u.a.)
10. Leseförderung und Buchpolitik. Eine Expertise der Wissenschaftlichen Kommission Lesen. Bonn: Deutsche Lesegesellschaft 1977, 34 Seiten (zus. mit Dieter Baacke u.a.); zugleich „Bertelsmann Briefe“, Heft 89/1977
11. Kabelkommunikation und Informationsvielfalt. Eine Problemanalyse zur Gestaltung von Pilotprojekten unter dem Aspekt der Wirkung auf die Presse. München und Wien: Oldenbourg 1978, 248 Seiten (zus. mit Wolfgang Kaiser u.a.)
12. Besser informieren in der Politik. Vortrag anlässlich des Symposiums „Besser informieren. Am Markt und in der Politik“. Bern: Dieter Jäggi AG o.J. [1978], 22 Seiten
13. Buchgemeinschaften und Lesekultur. Studie zum Programmangebot von sechs Buchgemeinschaften (1972-1977). Berlin: Spiess 1980 (= AfK-Studien 16), 193 Seiten (zus. mit Martin Hutter)
14. Projektdesign Kabelkommunikation Berlin: Designbericht. Berlin: VDE-Verlag 1981, XII, 321 Seiten (zus. mit Christian Hardtke u.a.)
15. Wissen durch Kommunikation ohne Streuverlust. Die gesellschaftliche Funktion der Zielgruppenmedien. Wien: Österreichischer Wirtschaftsverlag 1985, 14 Seiten

16. Kommunikationsverhalten und Medien. Lesen in der modernen Gesellschaft. Eine Studie der Bertelsmann Stiftung. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung 1989, 288 Seiten (zus. mit Ulrich Saxer und Angela Fritz)

17. Die Tageszeitung im Rhein-Ruhr-Gebiet. Redaktionelle Konzeptionen für die 90er Jahre. Eine Expertise für die Stiftung Pressehaus NRZ. Düsseldorf, Wien und New York: Econ 1989, 48 Seiten

18. Der Medienmensch. München: Burda 1991 (= in medias res), 24 Seiten (zus. mit Holger Rust)

19. Weltmarkt der Medien. München: Burda 1993 (= in medias res), 42 Seiten (zus. mit Holger Rust)

20. Der mißachtete Leser. Zur Kritik der deutschen Presse. Ungekürzter Nachdruck der Ausgabe von 1969 mit einem Vorwort zur Neuauflage. München: Reinhard Fischer 1993 (= ex libris kommunikation 1), 217 Seiten (zus. mit Peter Glotz)

21. Öffentlichkeit und Verkehr. Ein Forschungsprojekt des Instituts für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien. Wien: WUV-Universitätsverlag 1995, 218 Seiten (Mitarbeit: Christa Blümlinger u.a.)

Editionen

1. Mal was anders. Humoristische Erzählungen mit Zeichnungen von Karl Staudinger. Stuttgart, Zürich und Salzburg: Europäischer Buchklub o.J., 208 Seiten.

2. Deutsche Erzählungen aus zwei Jahrzehnten. Mit einem Vorwort von Heinrich Böll. Herrenalb: Erdmann 1966, 528 Seiten.

3. Versäumte Lektionen. Entwurf eines Lesebuches. Gütersloh: Mohn 1965, 463 Seiten (zus. mit Peter Glotz); viele Auflagen; Taschenbuchausgabe zuerst Frankfurt/Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1971, 359 Seiten

4. Rektoratskollegium der Universität München (Hrsg.): Ludwig-Maximilians-Universität München 1472-1972. Geschichte – Gegenwart – Ausblick. München: Süddeutscher Verlag 1972, 333 Seiten (Redaktion zus. mit Otto B. Roegele)

5. Erzähler aus der DDR. Tübingen und Basel: Erdmann 1973, 495 Seiten (zus. mit Konrad Franke)

6. Lesen – Ein Handbuch. Lesestoff, Leser und Leseverhalten, Lesewirkungen, Leseerziehung, Lesekultur. Hamburg: Verlag für Buchmarkt-Forschung 1973, 663 Seiten (hrsg. von Alfred Clemens Baumgärtner unter Mitarbeit von Alexander Beinlich, Malte Dahrendorf, Klaus Doderer und Wolfgang R. Langenbacher)

7. Zur Theorie der politischen Kommunikation. München: Piper 1974 (= Piper Sozialwissenschaft 22), 363 Seiten

8. Vorbilder für Deutsche. Korrektur einer Heldengalerie. München und Zürich: Piper 1974, 370 Seiten (zus. mit Peter Glotz)

9. Einführung in die Kommunikationswissenschaft – Der Prozeß der politischen Meinungs- und Willensbildung. Ein Kurs im Medienverbund. Erarbeitet von einer Projektgruppe am Institut für Kommunikationswissenschaft der Universität München. 2 Teile. München: Verlag Dokumentation 1976, 472 Seiten (Projektleitung zus. mit Horst Decker und Walter Hömberg); 2., akt. und erw. Aufl. München, New York, London und Paris: Saur 1982, 510 Seiten; 3., verb. Aufl. 1983

10. Politische Kommunikation. Eine Einführung. Erarbeitet von einer Projektgruppe am Institut für Kommunikationswissenschaft der Universität München. Berlin: Spiess 1976, 232 Seiten (Projektleitung zus. mit Horst Decker und Walter Hömberg)

11. Das andere Bayern. Lesebuch zu einem Freistaat. München: Nymphenburger 1976, 288 Seiten (zus. mit Martin Gregor-Dellin und Volker Schlöndorff)

12. „Berichte über die Zeit, in der ich lebe...“. Johannes Mario Simmel und seine Romane. Eine Dokumentation. München: Droemer Knauer 1978, 174 Seiten

13. Politik und Kommunikation. Über die öffentliche Meinungsbildung. München und Zürich: Piper 1979 (= Piper Sozialwissenschaft 40), 262 Seiten

14. Kommunikation im Wandel der Gesellschaft. Otto B. Roegele zum 60. Geburtstag. Düsseldorf: Droste 1980 (= Journalismus, N.F. 15), 393 Seiten (zus. mit Erhard Schreiber und Walter Hömberg); 2., rev. und erw. Aufl. Konstanz: Universitätsverlag 1985, 396 Seiten

15. Journalismus & Journalismus. Plädoyers für Recherche und Zivilcourage. München: Ölschläger 1980 (= Praktischer Journalismus 3), 182 Seiten

16. Lokalkommunikation. Analysen, Beispiele, Alternativen. München: Ölschläger 1980 (= Schriftenreihe

- der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 5), 314 Seiten
17. Kulturpolitisches Wörterbuch Bundesrepublik Deutschland/Deutsche Demokratische Republik im Vergleich. Stuttgart: Metzler 1983, 828 Seiten (zus. mit Ralf Rytlewski und Bernd Weyergraf)
18. Programmforschung für die Telekommunikation. Folgenabschätzung einer neuen Infrastruktur. München: Gesellschaft für Programmforschung in der öffentlichen Verwaltung 1984 (= Werkstattbericht 6), 231 Seiten
19. Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Ein Textbuch zur Einführung in ihre Teildisziplinen. Wien: Braumüller 1986 (= Studienbücher zur Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 1), VIII, 196 Seiten
20. Politische Kommunikation. Grundlagen, Strukturen, Prozesse. Wien: Braumüller 1986 (= Studienbücher zur Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 2), VIII, 196 Seiten; 2., überarb. Aufl. 1993, VIII, 214 Seiten
21. Wege zur Kommunikationsgeschichte. München: Ölschläger 1987 (= Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 13), 801 Seiten (zus. mit Manfred Bobrowsky)
22. Paul F. Lazarsfeld. Die Wiener Tradition der empirischen Sozial- und Kommunikationsforschung. München: Ölschläger 1990 (= Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 16), 312 Seiten
23. Sensationen des Alltags. Meisterwerke des modernen Journalismus. München und Wien: Ölschläger/ Ueberreuter 1992, 431 Seiten (Mitarbeit: Hannes Haas, Fritz Hausjell und Gian-Luca Wallisch)
24. Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Ein Textbuch zur Einführung in ihre Teildisziplinen. Neuausgabe Wien: Braumüller 1994 (= Studienbücher zur Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 1), IX, 176 Seiten
25. Vertriebene Wahrheit. Journalismus aus dem Exil. Wien: Ueberreuter 1995, 424 Seiten (zus. mit Fritz Hausjell unter Mitarbeit von Andreas Ulrich)
26. Otto Groth: Vermittelte Mitteilung. Ein journalistisches Modell der Massenkommunikation. München: Reinhard Fischer 1998 (= ex libris kommunikation 7), 242 Seiten
27. Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Ein Textbuch zur Einführung. 3. Aufl. Wien: Braumüller 1999 (= Studienbücher zur Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 1), 232 Seiten (zus. mit Maximilian Gottschlich)
28. Handbuch Lesen. Im Auftrag der Stiftung Lesen und der Deutschen Literaturkonferenz. München: Saur 1999, 690 Seiten (hrsg. von Bodo Franzmann, Klaus Hasemann, Dietrich Löffler und Erich Schön unter Mitarbeit von Georg Jäger, Wolfgang R. Langenbacher und Ferdinand Melichar)
29. Elektronische Medien, Gesellschaft und Demokratie. Wien: Braumüller 2000 (= Studienbücher zur Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 11), VIII, 264 Seiten
30. Kai Hermann/Margrit Sprecher: Sich aus der Flut des Gewöhnlichen herausheben. Die Kunst der Großen Reportage. Wien: Picus Verlag 2001 (= Theodor-Herzl-Vorlesung), 132 Seiten
31. Herbert Riehl-Heysel: Arbeiten in vermintem Gelände. Macht und Ohnmacht des Journalismus. Wien: Picus Verlag 2002 (= Theodor-Herzl-Vorlesung), 168 Seiten; 2. Aufl. 2003
32. Medien- und Kommunikationspolitik. Ein Textbuch zur Einführung. Wien: Braumüller 2002 (= Studienbücher zur Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 12), XIV, 202 Seiten (zus. mit Hannes Haas); 2., überarb. Aufl. 2005, 212 Seiten
33. Peter Huemer: Warum das Fernsehen dümmter ist als das Radio. Reden über das Reden in den Medien. Wien: Picus Verlag 2003 (= Theodor-Herzl-Vorlesung), 175 Seiten
34. Die Kommunikationsfreiheit der Gesellschaft. Die demokratischen Funktionen eines Grundrechts. „Publizistik“-Sonderheft 4/2003. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2003, 428 Seiten
35. Das Gewissen ihrer Zeit. Fünfzig Vorbilder des Journalismus. Wien: Picus Verlag 2004, 280 Seiten (zus. mit Hans-Jürgen Jakobs)
36. Luc Jochimsen: Warenhaus Journalismus. Erfahrungen mit der Kommerzialisierung des Fernsehens. Wien: Picus Verlag 2004 (= Theodor-Herzl-Vorlesung), 129 Seiten
37. Handbuch Medienselbstkontrolle. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2005, 564 Seiten (zus. mit Achim Baum u.a.)

38. Unerhörte Lektionen. Journalistische Spurensuche in Österreich 1945-1955. Wien: Picus Verlag 2005, 243 Seiten (zus. mit Fritz Hausjell u.a.)

39. Klaus Harpprecht: Auf der Höhe der Zeit? Journalismus, der schönste, der schrecklichste aller Berufe. Wien: Picus Verlag 2005 (= Theodor-Herzl-Vorlesung), 192 Seiten

40. Europäische Öffentlichkeit und medialer Wandel. Eine transdisziplinäre Perspektive. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2005, 419 Seiten (zus. mit Michael Latzer)

41. Bausteine einer Theorie des öffentlich rechtlichen Rundfunks. Festschrift für Marie Luise Kiefer. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2005, 472 Seiten (zus. mit Christa-Maria Ridder u.a.)

42. 50 Jahre Publizistik. „Publizistik“-Sonderheft 5 2005/06. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2006, 463 Seiten (zus. mit Christina Holtz-Bacha u.a.)

43. Peter Glotz: Gelebte Demokratie. Essays und Porträts aus drei Jahrzehnten. Bonn: Dietz 2006, 193 Seiten (zus. mit Annalisa Viviani unter Mitwirkung von Felicitas Walch)

44. Publizistik. Vierteljahreshefte für Kommunikationsforschung. Zeitschrift für die Wissenschaft von Presse, Rundfunk, Film, Rhetorik, Öffentlichkeitsarbeit, Werbung, Meinungsbildung (Mitherausgeber seit 17. Jg. 1972/Heft 3-4, bis 51. Jg. 2006/Heft 4). Konstanz: Universitätsverlag Konstanz (bis 38. Jg. 1993, Heft 4); Wiesbaden: Westdeutscher Verlag/Verlag für Sozialwissenschaften (seit 39. Jg. 1994)

45. Reihe: Praktischer Journalismus. München: Ölschläger 1979ff. (zus. mit Rudolph Bernhard u.a.)

46. Reihe: Studienbücher zur Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Wien: Braumüller 1986ff.

Aufsätze in Büchern und Sammelpublikationen

1. Robert Prutz als Theoretiker und Historiker der Unterhaltungsliteratur. Eine wissenschaftsgeschichtliche Erinnerung. In: Hans Otto Burger (Hrsg.): Studien zur Trivialliteratur. Frankfurt/Main: Klostermann 1968 (= Studien zur Philosophie und Literatur des 19. Jahrhunderts 1), S. 117-136

2. Die Unterhaltungsliteratur in den publizistischen

Mitteln. In: Emil Dovifat (Hrsg.): Handbuch der Publizistik. Bd. 3, Berlin: de Gruyter 1969, S. 547-551

3. Wissenschaft und gesellschaftliche Kommunikation. Die Rolle des Buches bei der Diffusion von Wissenschaft. In: Peter Meyer-Dohm (Hrsg.): Das wissenschaftliche Buch. Hamburg: Verlag für Buchmarkt-Forschung 1969 (= Schriften zur Buchmarkt-Forschung 16), S. 105-134

4. Mitbestimmung und Kommunikation. Eine Analyse der Diskussion um die „innere Pressefreiheit“. In: Fritz Hufen (Hrsg.): Politik und Massenmedien. Aktuelle Themen eines ungeklärten Verhältnisses. Mainz: v. Hase & Koehler 1970 (= Kommunikationswissenschaftliche Bibliothek 2), S. 273-302 (zus. mit Peter Glotz); auch abgedruckt in: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zu: „Das Parlament“, Nr. 32-33 vom 8. August 1970, S. 3-17; „Politische Studien“, 21. Jg. 1970/Heft 193, S. 556-566

5. Städtische Öffentlichkeit – Verfall oder Entfaltung? In: Petra Dorsch/Wolfgang R. Langenbacher: Städtische Öffentlichkeit – Verfall oder Entfaltung? München: Richardi 1970 (= Praxis und Städtebau 6), S. 9-20 (zus. mit Petra Dorsch)

6. Zur Kritik des Sachbuches. Materialien und Thesen. In: Werner Adrian u.a. (Hrsg.): Das Buch in der dynamischen Gesellschaft. Festschrift für Wolfgang Strauß zum 60. Geburtstag. Trier: Spee-Verlag 1970, S. 83-96; wieder abgedruckt in: „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel“, 26. Jg. 1970/Nr. 1, S. 10-15

7. Über die Freiheit zur Kritik und die Funktion der Massenmedien. In: Peter Laudan (Hrsg.): Genießen – Regieren – Verteilen. Planung für eine humane Welt. Gelnhausen und Berlin: Burckhardhaus-Verlag 1970, S. 150-164

8. Möglichkeiten und Formen einer stärkeren Mitwirkung der Bürger bei der Lösung städtebaulicher Aufgaben. In: Politische Akademie Eichholz (Hrsg.): Städtebau als gesellschaftspolitische Aufgabe. Bonn 1970, S. 43-52

9. Der Lokalredakteur als Sozialisator und Sozialisand im Prozeß der Lokalkommunikation. In: Franz Ronneberger (Hrsg.): Sozialisation durch Massenkommunikation. Stuttgart: Enke 1971 (= Der Mensch als soziales und personales Wesen IV), S. 151-171

10. Unterhaltung als Märchen und als Politik. Tendenzen der Masseliteratur nach 1945. In: Thomas Koebner (Hrsg.): Tendenzen der deutschen Literatur seit 1945.

- Stuttgart: Kröner 1971 (= Kröners Taschenausgabe 405), S. 322-347; wieder abgedruckt in: Wolfgang Kutenkeuler (Hrsg.): Poesie und Politik. Zur Situation der Literatur in Deutschland. Stuttgart, Berlin, Köln und Mainz: Kohlhammer 1973 (= Sprache und Literatur 73), S. 236-258; Heinz Ludwig Arnold/Theo Buck (Hrsg.): Positionen des Erzählens. Analysen und Theorien zur Literatur der Bundesrepublik. München: Beck 1976 (= Beck'sche Schwarze Reihe 140), S. 139-160
11. Zur Wirkung der Massenmedien – Ergebnisse der Wirkungsforschung. In: Walter-Raymond-Stiftung (Hrsg.): Wirtschaft und öffentliche Meinung. Köln: Hegner 1972, S. 17-33
12. Konkurrenz und Komplementarität – Das Buch im Multimedienmarkt. In: Gustav Schmid-Küster (Hrsg.): Bücher von heute sind die Taten von morgen. Hannover: Selbstverlag 1972, S. 65-82
13. Unterhaltung als Publizistik. In: Akademie für politische Bildung (Hrsg.): Politische Medienkunde 1. Politische Prägung durch Unterhaltung. Tutzing 1972, S. 33-41
14. Feed-back als Alibi. In: Hans Bausch (Hrsg.): Organisation des Fernsehens und Rolle des Zuschauers. Zur Diskussion um das öffentliche Rundfunksystem und das Vermittlungsproblem im Fernsehen. Düsseldorf: Patmos 1972, S. 128-132
15. Neue Medien – auch in der Jugendliteratur? In: Arbeitskreis für Jugendliteratur (Hrsg.): Jugendliteratur in einer veränderten Welt. Bad Heilbrunn: Klinkhardt 1972, S. 143-149
16. Monopol – oder Massenmedien? Presse und öffentliche Meinung in der BRD. In: Goethe-Institut (Hrsg.): Beiträge zu den Sommerkursen. München 1972, S. 145-152
17. Macht des Fernsehens? In: Meyers Enzyklopädisches Lexikon. Bd. 8, Mannheim 1973, S. 682-686; wieder abgedruckt in: Bibliographisches Institut (Hrsg.): Forum heute. 5. Aufl. Mannheim 1975, S. 184-189
18. Ergebnisse der Kommunikatorforschung. In: Alfons F. Croci/Arnold Fröhlich (Hrsg.): Kommunikationswissenschaftliche Beiträge zur Medienpädagogik. Referate und Diskussionen der kommunikationswissenschaftlichen Woche vom 22.-28. Juli 1973. Zürich 1973, S. 126-145 (masch. verv.)
19. Von der Nutzung zur Partizipation an den Medien. In: ebd., S. 161-178
20. Die politische Funktion der Fernsehnachrichten im öffentlich-rechtlichen Mediensystem. In: Akademie für Politische Bildung (Hrsg.): Politische Medienkunde 2. Politische Orientierung durch Fernsehnachrichten. Tutzing 1973, S. 194-208
21. Plädoyer für den Leser. Thesen aus kommunikationssoziologischer Sicht. In: Olaf Schwencke (Hrsg.): Kritik der Literaturkritik. Stuttgart: Kohlhammer 1973 (= Sprache und Literatur 84), S. 18-27 (zus. mit Peter Glotz)
22. Verbreitung von Lesestoff 1950-1970. In: Alfred Clemens Baumgärtner (Hrsg.): Lesen – Ein Handbuch. Hamburg: Verlag für Buchmarkt-Forschung 1973, S. 106-113
23. Zukünftige Erfordernisse für die Ausbildung von Journalisten. In: Uwe Magnus (Hrsg.): Massenmedien in der Prognose. Konzepte und Modelle für die Zukunft. Berlin: Spiess 1974, S. 150-156
24. Rundfunkkontrolle und gesellschaftliche Relevanz. In: Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (Hrsg.): Herrschaft und Kritik. Probleme der Rundfunkfreiheit. Frankfurt am Main: Verlag Haus der Evangelischen Publizistik 1974 (= Medium Dokumentation 5), S. 78-111
25. Zur Entwicklung der Beschäftigungssituation von Journalisten. Untersuchung der Arbeits- und Beschäftigungssituation der Journalisten bei Tageszeitungen, die zwischen 1961 und 1971 von einem Konzentrationsvorgang betroffen waren. In: Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hrsg.): Kommunikationspolitische und kommunikationswissenschaftliche Forschungsprojekte der Bundesregierung (1971-1974). Bonn 1974, S. 13-21 (zus. mit Otto B. Roegele)
26. Journalismus und kommunale Öffentlichkeit. Ein Modell zur Fortbildung von Lokaljournalisten. In: ebd., S. 31-44
27. Der Chefredakteur. Rolle, Selbstverständnis, Berufsweg und das Problem personeller Mitbestimmung. In: ebd., S. 55-67 (zus. mit Otto B. Roegele)
28. Die Freiheit der Meinungen. In: Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hrsg.): 25 Jahre Bundesrepublik Deutschland. T. III, Bonn 1974, o.S.
29. Möglichkeiten und Grenzen der staatlichen Reformpolitik im Medienbereich. In: Wolf-Dieter Narr (Hrsg.): Politik und Ökonomie – autonome Handlungsmöglichkeiten des politischen Systems. Opladen:

- Westdeutscher Verlag 1975 (= Sonderheft 6 der „Politischen Vierteljahresschrift“), S. 453-460
30. Der Verlag im gesellschaftlichen Kommunikationsfeld. In: Peter Meyer-Dohm/Wolfgang Strauß (Hrsg.): Handbuch des Buchhandels. Bd. 2, hrsg. von Ehrhardt Heinold: Verlagsbuchhandel. Hamburg: Verlag für Buchmarkt-Forschung 1975, S. 33-36
31. Funktionen des Verlages. In: ebd., S. 36-41
32. Formen des Buchverlages – Prinzipien. In: ebd., S. 51-53
33. Die wirtschaftliche Sicherung der Pressefreiheit. In: Anna-Luise Heygster/Eberhard Maseberg (Hrsg.): Fernseh-Kritik. Werbung im Fernsehen. Mainz: v. Hase & Koehler 1975 (= Mainzer Tage der Fernseh-Kritik VIII), S. 25-34
34. La estructura de poder y la importancia socio-politica de los medios de comunicacion en la Republica Federal de Alemania. In: Peter Schenkel/Marco Ordonez (Hrsg.): Comunicacion y cambio social. Quito: Editorial Fray Zodow Ricke 1975, S. 139-168
35. Die Demokratisierung des Lesens in der zweiten Leserevolution. Dokumentation und Analyse. In: Herbert G. Göpfert u.a. (Hrsg.): Lesen und Leben. Frankfurt/Main: Buchhändler-Vereinigung 1975, S. 12-35
36. Die Presse(konzentration) und ihre Folgen in Bayern. Ein Abituraufsatz. In: Martin Gregor-Dellin/Wolfgang R. Langenbucher/Volker Schlöndorff (Hrsg.): Das andere Bayern. Lesebuch zu einem Freistaat. München: Nymphenburger 1976, S. 150-166
37. Die dritten Fernsehprogramme – Regionales Alternativprogramm für Minderheiten oder landespolitisches Gegenprogramm? In: Manfred Kötterheinrich u.a. (Hrsg.): Rundfunkpolitische Kontroversen. Zum 80. Geburtstag von Fritz Eberhard. Frankfurt/Main und Köln: Europäische Verlagsanstalt 1976, S. 206-219
38. Konzeption und Entwicklung des Lehrsystems. Einleitung. In: Projektgruppe am Institut für Kommunikationswissenschaft der Universität München: Einführung in die Kommunikationswissenschaft – Der Prozeß der politischen Meinungs- und Willensbildung. Ein Kurs im Medienverbund. T. 1, München: Verlag Dokumentation 1976, S. 9-26 (zus. mit Ingrid Busack u.a.)
39. Kommunikation und Kommunikationswissenschaft, Studieneinheit 1. In: ebd., S. 27-49 (zus. mit Hans Peter Bleuel)
40. Lokale Politik – lokale Zeitung. Probleme und Chancen. In: Paul Dierichs zu seinem 75. Geburtstag. Kassel 1976, S. 27-32
41. Aus- und Fortbildung von Journalisten. In: Peter Schiwy/Walter J. Schütz (Hrsg.): Medienrecht. Stichwörter für die Praxis, Neuwied und Darmstadt: Luchterhand 1977, S. 22-27
42. Elihu Katz oder: Die Tradition eines halben Jahrhunderts moderner Kommunikationsforschung. In: Burda-Verlag (Hrsg.): In medias res. Preis für Kommunikationsforschung. Offenburg 1977, o.S.
43. Reform als Kommunikationsprozeß. Eine Problemskizze. In: Martin Greiffenhagen (Hrsg.): Zur Theorie der Reform. Entwürfe und Strategien. Karlsruhe: Müller 1978 (= Recht – Justiz – Zeitgeschichte 30), S. 163-188 (zus. mit Peter Glotz)
44. Zur Notwendigkeit einer Neukonzeption der Massenkommunikationsforschung in der Bundesrepublik. In: Klaus Berg/Marie-Luise Kiefer (Hrsg.): Massenkommunikation. Eine Langzeitstudie zur Mediennutzung und Medienbewertung. Mainz: v. Hase & Koehler 1978 (= Kommunikationswissenschaftliche Bibliothek 5), S. 9-39 (zus. mit Georg Räder und Hans-Jürgen Weiß)
45. Folgen wissenschaftlicher Ausbildung für das journalistische Berufsbild und Selbstverständnis. In: Walter Hömberg (Hrsg.): Journalistenausbildung. Modelle, Erfahrungen, Analysen. München: Ölschläger 1978 (= Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 1), S. 80-91
46. Kommunikationspolitische Aspekte des Kabelrundfunks. In: Ulrich Paetzold (Hrsg.): Kabelkommunikation. Organisation und Programme. München: Ölschläger 1978 (= Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 2), S. 33-41
47. Repräsentative Journalistenenquete. In: Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hrsg.): Kommunikationspolitische und kommunikationswissenschaftliche Forschungsprojekte der Bundesregierung (1974-1978). Bonn 1978, S. 27-42 (zus. mit Otto B. Roegele)
48. Journalismus und kommunale Öffentlichkeit. Ein Modell zur Fortbildung von Lokaljournalisten. 2. Projektstufe. In: ebd., S. 57-68
49. Kabelkommunikation und Informationsvielfalt. Eine Problemanalyse zur Gestaltung von Pilotprojek-

- ten unter dem Aspekt der Wirkung auf die Presse. In: ebd., S. 223-231 (zus. mit Wolfgang Kaiser u.a.)
50. Wie man mit Lesebüchern Wahlkampf macht – Der inszenierte Konflikt um das Lesewerk „drucksachen“. In: ...aus Lesebüchern lernen... Zur Diskussion um „drucksachen“. Düsseldorf: Pro Schule 1977, S. 55-87; wieder abgedruckt in: Gerd Stein (Hrsg.): Schulbuchschelte. Stuttgart: Klett-Cotta 1979, S. 34-49 (zus. mit Claudia Mast)
51. Journalismus und kommunale Öffentlichkeit. Wissenschaftliche Grundlagen für die praktische Fortbildung von Lokaljournalisten. In: Projektteam Lokaljournalisten (Hrsg.): Journalismus und kommunale Öffentlichkeit. München: Ölschläger 1979 (= Praktischer Journalismus 2), S. 11-47 (zus. mit Rudolf Huber)
52. Individuum und Haushalt als Informationssucher – Chancen für Bildschirmtext? In: Eberhard Witte (Hrsg.): Telekommunikation für den Menschen. Individuelle und gesellschaftliche Wirkungen. Vorträge des Kongresses 29.-31. Oktober 1979, München u.a.: Springer 1980, S. 118-139
53. Der Ausbau des drucktechnischen Kommunikationssystems. Skizzen zu einem „Printkommunikationsbericht“. In: Erhard Schreiber/Wolfgang R. Langenbacher/Walter Hömberg (Hrsg.): Kommunikation im Wandel der Gesellschaft. Otto B. Roegele zum 60. Geburtstag. Düsseldorf 1980 (= Journalismus, N.F. 15), S. 269-280
54. Publizistische Vielfalt in Monopolgebieten. In: Siegfried Klaue/Manfred Knoche/Axel Zerdick (Hrsg.): Probleme der Pressekonzentrationsforschung. Ein Experten-Colloquium an der Freien Universität Berlin. Baden-Baden: Nomos 1980 (= Materialien zur interdisziplinären Medienforschung 12), S. 139-144
55. Pilotprojekt Kabelkommunikation – Ein ‘Forschungsschiff’ für die Medienwirkungsforschung? In: Arbeitsgemeinschaft für Kommunikationsforschung (Hrsg.): Medienforschung/Medienpolitik. Konzepte für die wissenschaftliche Praxis. Berlin: Spiess 1981 (= AfK-Studien 17), S. 89-95
56. Der Einfluß ausgewählter Wissenschaften auf die Werbung: Die Kommunikationswissenschaft. In: Bruno Tietz (Hrsg.): Die Werbung. Bd. 1, Landsberg am Lech: Verlag Moderne Industrie 1981, S. 33-40
57. Irenäus Eibl-Eibesfeldt oder: Provokation der (sozialwissenschaftlichen) Kommunikationsforschung durch die Biologie? In: Burda-Verlag (Hrsg.): In medias res. Preis für Kommunikationsforschung. Offenburg 1981, o.S.
58. Kontrollieren die Parteien die politische Kommunikation? In: Joachim Raschke (Hrsg.): Bürger und Parteien. Ansichten und Analysen einer schwierigen Beziehung. Opladen: Westdeutscher Verlag 1982, S. 217-234 (zus. mit Michael Lipp)
59. Wege zum Beruf des Journalisten: Dokumentation einer Misere. In: Wolfgang Kaiser (Hrsg.): Telekommunikation als Berufschance. Vorträge des am 19./20. April 1982 in München abgehaltenen Kongresses. Berlin, Heidelberg und New York: Springer 1982 (= Telecommunications 7), S. 47-66
60. Einflüsse der Medien auf das Verhalten der Verbraucher. In: Stiftung Warentest (Hrsg.): Erwartungen an die Arbeit der Stiftung Warentest in den 80er Jahren. Dokumentation eines Colloquiums am 18./19. Januar 1982 in Berlin. Berlin 1982, S. 41-64
61. Die neue Verantwortung. In: Franz C. Widmer (Hrsg.): Beruf: Journalist. 12 Autoren zur Rolle des Journalisten. O.O. (Zürich): Ringier o.J. (ca. 1982) (= Ringier Reihe Kommunikation 2), S. 45-57
62. Wahlkampf – ein ungeliebtes, notwendiges Übel? In: Winfried Schulz/Klaus Schönbach (Hrsg.): Massenmedien und Wahlen. München: Ölschläger 1983 (= Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 11), S. 114-128
63. Brauchen wir ‘Rund’funk? Argumentationsskizze zu einem kommunikationswissenschaftlichen Rekonstruktionsversuch. In: Manfred Rühl/Heinz-Werner Stuibler (Hrsg.): Kommunikationspolitik in Forschung und Anwendung. Festschrift für Franz Ronneberger. Düsseldorf: Droste 1983 (= Journalismus N.F. 18), S. 191-200
64. Wissenschaftsjournalismus und Journalistenausbildung. Acht Feststellungen und zehn Empfehlungen. In: Robert Bosch Stiftung (Hrsg.): Wissenschaftsjournalismus und Journalistenausbildung – Eine Bestandsaufnahme. Tagungsbericht zum 1. Colloquium Wissenschaftsjournalismus vom 10./11. Dezember 1982 in Stuttgart-Hohenheim. Stuttgart: Robert Bosch Stiftung 1983 (= Materialien und Berichte 8), S. 121-125
65. Politisches System und Mediensystem. In: Projektgruppe am Institut für Kommunikationswissenschaft der Universität München: Einführung in die Kommunikationswissenschaft – Der Prozeß der politischen Meinungs- und Willensbildung. Ein Kurs im Medienverbund. T. 2. 3., verb. Aufl. München, New York, London und Paris: Saur 1983, S. 478-482 (zus. mit Werner Löcher)

66. Journalismus. In: Wolfgang R. Langenbacher/Ralf Rytlewski/Bernd Weyergraf (Hrsg.): Kulturpolitisches Wörterbuch Bundesrepublik Deutschland/Deutsche Demokratische Republik im Vergleich. Stuttgart: Metzler 1983, S. 289-293 (zus. mit Verena Blaum)
67. Kommunikationspolitik. In: ebd., S. 320-323 (zus. mit Verena Blaum)
68. Presse. In: ebd., S. 578-582 (zus. mit Verena Blaum)
69. Gegenwärtige Trends der politischen Kommunikation. In: Ulrich Saxer (Hrsg.): Politik und Kommunikation. Neue Forschungsansätze. München: Ölschläger 1983 (= Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 12), S. 38-41
70. Bildschirmtext und die Zukunft von Information und Dokumentation. In: Marianne Englert (Hrsg.): Entwicklungsperspektiven zukünftiger Informationssysteme. München: Saur 1983, S. 33-46
71. Modell-Design Berlin – Konzept eines Feldversuchs: Soziale Konsequenzen neuer Technologien. In: Eberhard Witte/Wolfgang R. Langenbacher/Klaus-Joachim Jensen: Kommunikation im Wandel. Konsequenzen für die Forschung. Offenbach am Main: Berufsverband deutscher Markt- und Sozialforscher o.J. (1983) (= Vorträge zur Markt- und Sozialforschung 3), S. 21-30
72. Qualitätssicherung im Journalismus. In: Hans-Konrad Selbmann (Hrsg.): Qualitätssicherung ärztlichen Handelns. Gerlingen: Bleicher 1984 (= Beiträge zur Gesundheitsökonomie 16), S. 23-31; wieder abgedruckt in: Institut für Freie Berufe an der Universität Erlangen/Nürnberg (Hrsg.): Forschung über Freie Berufe – Jahrbuch 1983/84. Nürnberg 1985, S. 170-181
73. Hat die Psychiatrie eine schlechte Presse? In: Hanns Hippus (Hrsg.): Ausblicke auf die Psychiatrie. Berlin u.a.: Springer 1984, S. 41-54
74. Von der Presse- über die Medien- zur Kommunikationsgeschichte. Notizen zur Konstitution einer kommunikationswissenschaftlichen Teildisziplin. In: Wolfgang Duchkowitsch (Hrsg.): Mediengeschichte. Forschung und Praxis. Wien, Köln und Graz: Böhlau 1985, S. 11-24
75. Brauchen wir übermorgen noch Journalismus? In: Institute für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universitäten Wien und Salzburg und Österreichische Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (Hrsg.): Österreichisches Jahrbuch für Kommunikationswissenschaft 1985. Wien, Köln und Graz: Böhlau 1985, S. 203-211; Auszüge abgedruckt in: „Die Zeitung“, Nr. 3/1986, S. 7
76. Politische Kommunikationsrituale. Zur publizistischen Funktion moderner Wahlkämpfe am Beispiel der Bundesrepublik Deutschland. In: Fritz Plasser/Peter A. Ulram/Manfried Welan (Hrsg.): Demokratierituale. Zur politischen Kultur der Informationsgesellschaft. Wien, Köln und Graz: Böhlau 1985 (= Studien zu Politik und Verwaltung 9), S. 49-59 (zus. mit Heinz R. Uekermann)
77. Bertelsmann nach 1945 – Ein Kapitel deutscher Verlags- und Unternehmensgeschichte. In: 1835-1985. 150 Jahre Bertelsmann. Die Geschichte des Verlagsunternehmens in Texten, Bildern und Dokumenten. München: Bertelsmann 1985, S. 37-58
78. Bilanzierender Ausblick. In: Robert Bosch Stiftung (Hrsg.): Wissenschaftsjournalismus in den USA. Infrastrukturen, Ausbildungsangebote, Erfolgsgeheimnisse. Tagungsbericht zum 2. Colloquium Wissenschaftsjournalismus 1984 in Stuttgart-Degerloch. Stuttgart: Robert Bosch Stiftung 1985 (= Materialien und Berichte 15), S. 141f.
79. Ethik und Wissenschaftsjournalismus. In: Stephan Ruß-Mohl (Hrsg.): Wissenschaftsjournalismus. Ein Handbuch für Ausbildung und Praxis. München: List 1986 (= Journalistische Praxis), S. 174-185
80. „Typisch österreichisch“. Betrachtungen eines Wahlösterreicherers. In: Österreichische Werbewissenschaftliche Gesellschaft (Hrsg.): Image Österreichs – Wirklichkeit und Traum. Wien 1986 (= Bericht der 33. Werbewissenschaftlichen Tagung), S. 91-95
81. Vorwort. In: Angela Fritz/Alexandra Suess: Lesen. Die Bedeutung der Kulturtechnik Lesen für den gesellschaftlichen Kommunikationsprozeß. Konstanz: Universitätsverlag 1986 (= Schriften der Deutschen Gesellschaft für COMNET 6), S. 7f.
82. Die Suche nach Kriterien. In: Heinz Felsbach/Humbert Fink (Hrsg.): Internationaler Publizistik-Preis Klagenfurt 1985. Texte, Thesen, Reaktionen. München: List 1986 (= Journalistische Praxis), S. 88-90
83. Medienwirkungen auf Gesellschaft und Politik. In: Deutsche Forschungsgemeinschaft (Hrsg.): Medienwirkungsforschung in der Bundesrepublik Deutschland. Enquete der Senatskommission für Medienwirkungsforschung unter dem Vorsitz von Winfried Schulz und der Mitarbeit von Jo Groebel. T. 1, Weinheim und Deerfield Beach, Fl.: VCH Verlagsgesellschaft 1986, S. 13-28 (zus. mit Max Kaase)

84. Kommunikationspolitik. Wer braucht sie, wer macht sie? In: Maximilian Gottschlich (Hrsg.): Politik und Massenkommunikation. Ansichten zu einem komplexen Verhältnis. Wien, Köln und Graz: Böhlau 1986, S. 91-100
85. Fernsehen als epochales Phänomen. Oder: Vom Nutzen der Kulturkritik für kulturanthropologisches Forschen. In: Werner von der Ohe (Hrsg.): Kulturanthropologie. Beiträge zum Neubeginn einer Disziplin. Festgabe für Emerich K. Francis zum 80. Geburtstag. Berlin: Duncker & Humblot 1987 (= Sozialwissenschaftliche Abhandlungen der Görres-Gesellschaft 15), S. 159-176; gekürzte Fassung in Walter A. Mahle (Hrsg.): Langfristige Medienwirkungen. Berlin: Spiess 1986 (= AKM-Studien 27), S. 69-81, in Michael Kunczik/Uwe Weber (Hrsg.): Fernsehen. Aspekte eines Mediums. Wien: Böhlau 1990, S. 215-228 sowie in Knut Hickethier (Hrsg.): Fernsehen. Wahrnehmungswelt, Programminstitution und Marktkonkurrenz. Frankfurt/Main: Peter Lang 1992 (= Grundlagen 6), S. 15-22
86. Verantwortbarer 'Katastrophenjournalismus'? Fragen zum Ergebnis der Tagung. In: Rainer Flöhl/Jürgen Fricke (Hrsg.): Moral und Verantwortung in der Wissenschaftsvermittlung. Die Aufgaben von Wissenschaftler und Journalist. Mainz: v. Hase & Koehler 1987, S. 145-148
87. Kontinuität und Wandel. Das österreichische Mediensystem auf dem Weg in die neunziger Jahre. In: Johannes Kunz (Hrsg.): Die (des)informierte Gesellschaft. Wien: Peter Müller 1987, S. 95-121
88. Vorwort. In: Manfred Bobrowsky/Manfred Jochum: Der Weg in den Untergang. Journalisten vermitteln den Anschluß. Wien: Braumüller 1988, S. V-VII
89. Medienökologie – Schlagwort oder kommunikationspolitische Aufgabe? In: Werner D. Fröhlich/Rolf Zitzlsperger/Bodo Franzmann (Hrsg.): Die verstellte Welt. Beiträge zur Medienökologie. Frankfurt/Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1988, S. 255-270 (zus. mit Angela Fritz)
90. Folgenabschätzung einer Rundfunkpolitik, der Rationalität unterstellt wird. In: Walter A. Mahle (Hrsg.): Intermediärer Wettbewerb nach dem Ende des öffentlich-rechtlichen Monopols. Berlin: Spiess 1988 (= AKM-Studien 29), S. 127-139
91. Journalistische Berufsvorstellungen im Wandel von drei Jahrzehnten. In: Hans Wagner (Hrsg.): Idee und Wirklichkeit des Journalismus. Festschrift für Heinz Starkulla. München: Olzog 1988, S. 257-272 (zus. mit Günther Neufeldt)
92. Schlußbemerkungen aus der Sicht des Moderators. In: Claudia Schmidt/Uwe Runge (Hrsg.): Kabelfernsehen und soziale Beziehungen. Ergebnisse aus Begleitforschungen zu den Kabelpilotprojekten. Berlin: Spiess 1989, S. 158-163
93. Grenzen (fernseh-)mediatisierter Politik. In: Frank E. Böckelmann (Hrsg.): Medienmacht und Politik. Mediatisierte Politik und politischer Wertewandel. Berlin: Spiess 1989 (= AKM-Studien 30), S. 87-96
94. Die Medien als Vermittler und Faktor des Widerstandes. In: „Europäisches Forum Alpbach 20.-31. August 1989“. Otto Molden (Hrsg.): Geschichte und Gesetz. Wien: Herbig 1990, S. 363-378
95. Überlegungen zu einer sozialdemokratischen Medienpolitik. In: Bundesbildungsausschuß der SPÖ (Hrsg.): Medienpolitik. Wien: Dr. Karl-Renner-Institut o.J. (= Bildungsinformation extra), S. 5-11
96. Medienberufe: Wo bleibt die Ausbildung. In: Markus Gruber/Thomas Stern (Hrsg.): Career '92. Wien: Braintrust Marketing Services 1991, S. 101-104
97. PR und Journalismus in der Risikogesellschaft. In: Johanna Dorer/Klaus Lojka (Hrsg.): Öffentlichkeitsarbeit. Theoretische Ansätze, empirische Befunde und Berufspraxis der Public Relations. Wien: Braumüller 1991 (= Studienbücher zur Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 7), S. 28-36
98. Vorwort. In: Petra Gruber/Fritz Hausjell (Redaktion): Karrieren. Absolventinnen und Absolventen des Instituts für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien. 1942-1992. Bd. 1, Wien: Braumüller 1993, S. 5-9
99. Zur Debatte über Medienethik in Österreich. In: Michael Haller/Helmut Holzhey (Hrsg.): Medienethik. Beschreibungen, Analysen, Konzepte für den deutschsprachigen Journalismus. Opladen: Westdeutscher Verlag 1992, S. 44-55
100. Disputation mit Elisabeth Noelle-Neumann. In: Jürgen Wilke (Hrsg.): Öffentliche Meinung. Theorie, Methoden, Befunde. Beiträge zu Ehren von Elisabeth Noelle-Neumann. Freiburg und München: Karl Alber 1992 (= Alber-Broschur Kommunikation 19), S. 157-179
101. Der Rundfunk als nationales Kulturinstitut – das Ende einer Epoche? In: Walter A. Mahle (Hrsg.): Medien in Deutschland. Nationale und internationale Perspektiven. München: Ölschläger 1990 (= AKM-Studien 32), S. 147-152.

102. Vorwort. In: Angela Fritz: Lesen in der Mediengesellschaft. Standortbeschreibung einer Kulturtechnik. Wien: Braumüller 1989, S. 1-4
103. Ausländisches Kapital in Österreichs Presse: Segen oder Fluch? In: Wolfgang Duchkowitsch/Fritz Hausjell/Peter Pelinka (Hrsg.): Zeitungs-los. Essays zu Pressepolitik und -konzentration in Österreich. Salzburg: Otto Müller 1992, S. 55-75
104. Die neue Kultur der Öffentlichkeit. Strukturelemente kommunikativer Demokratie. In: „PR Szene“, Ausgabe zum 12. österreichischen PR Tag am 12. November 1992, S. 7-10
105. Vorwort. In: Johanna Dorer/Matthias Marschik/Robert Glattau (Hrsg.): Medienverzeichnis 1992/93. Gegen-Öffentlichkeit und Medieninitiativen in Österreich. Wien: Turia & Kant 1992, S. 7f.
106. Zukunft: Medien und gesellschaftliches Lernen. In: Heinz Bonfadelli/Werner A. Meier (Hrsg.): Krieg, Aids, Katastrophen ... Gegenwartsprobleme als Herausforderung für die Publizistikwissenschaft. Festschrift für Ulrich Saxer. Konstanz: Universitätsverlag 1993 (= Journalismus 33), S. 59-79 (unter Mitarbeit von Holger Rust und Tina Svoboda)
107. Eine wissenschafts-ökologische Expedition. Vorwort zu: Peter Glotz/Wolfgang R. Langenbacher (Hrsg.): Der mißachtete Leser. Zur Kritik der deutschen Presse. Ungekürzter Nachdruck der Ausgabe von 1969. München: Reinhard Fischer 1993 (= ex libris kommunikation 1), S. 11-21 (zus. mit Peter Glotz)
108. Autonomer Journalismus. Unvorsichtige Annäherungen an ein (Un-)Thema heutiger Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. In: Walter A. Mahle (Hrsg.): Journalisten in Deutschland. Nationale und internationale Vergleiche und Perspektiven. München: Ölschläger 1993 (= AKM-Studien 39), S. 127-135
109. Kritik am Markt. Was kosten Qualität und Quote? In: Peter Christian Hall/Joachim Haubrich (Hrsg.): Fernseh-Kritik. Mainz: v. Hase & Koehler 1993 (= Mainzer Tage der Fernsehkritik XXV), S. 33-46
110. Fotojournalismus in den Medien der Gegenwart. In: Museen der Stadt Wien (Hrsg.): Katalog zur Ausstellung „Journalisten. Jäger und Gejagte“ im Historischen Museum der Stadt Wien, 9. Juni bis 15. August 1994. Wien 1994, S. 160-162
111. Kultur, Kunst und Medien. In: Lutz von Rosenstiel/Curd Michael Hockel/Walter Molt (Hrsg.): Handbuch der Angewandten Psychologie. Grundlagen, Methoden, Praxis. Landsberg am Lech: ecomed 1994 (Loseblattsammlung), Teil VI-14, S. 1-13
112. Konstruktion der Realität durch die Medien. In: Gerold Hechle/Richard Olechowski (Hrsg.): Politische Kultur in Schule und Gesellschaft. Wien: Jugend und Volk 1994, S. 53-58
113. Quote: Das schleichende Gift. Eine Zwischenbilanz des dualen Rundfunksystems in Deutschland. In: Johanna Dorer/Alexander Baratsits (Hrsg.): Radiokultur von morgen. Ansichten, Aussichten, Alternativen. Wien: Buchkultur 1995 (= Schriftenreihe der Gesellschaft für Kulturpolitik Oberösterreich 1), S. 14-25; wieder abgedruckt in: Jutta Wermke (Hrsg.): Ästhetik und Ökonomie. Beiträge zur interdisziplinären Diskussion von Medien-Kultur. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2000, S. 141-152
114. Öffentliche Konfliktkommunikation und die Rolle der Massenmedien (Kurzfassung). In: Österreichischer Wasser- und Abfallwirtschaftsverband (Hrsg.): Konfliktkommunikation: Dialog zwischen Projektplanern und Betroffenen. Wien 1995 (= Schriftenreihe des ÖWAV 97), S. 64
115. Massenmedien und Agenda setting in der Politik. Erfahrungen aus Österreich. In: Klaus Armingeon/Roger Blum (Hrsg.): Das öffentliche Theater. Politik und Medien in der Demokratie. Bern, Stuttgart und Wien: Haupt 1995, S. 95-110
116. Der unterforderte Leser. 25 Jahre Kritik an der Zeitung. In: Berthold L. Flöper/Paul-Josef Raue (Hrsg.): Zeitung der Zukunft – Zukunft der Zeitung. Bilanz – Konzepte – Visionen. Bonn: Zeitungsverlags-Service 1995, S. 55-66
117. Vorwort. In: Johanna Dorer: Politische Öffentlichkeitsarbeit in Österreich. Eine empirische Untersuchung zur Public Relations politische Institutionen. Wien: Braumüller 1995 (= Studienreihe Konfliktforschung 8), S. 8-12
118. Journalismus: Beruf ohne Moral? Vorwort zu: Matthias Karmasin: Journalistisches Berufshandeln in Österreich. Wien: Linde 1996, S. 9-13
119. Das Bewußtsein steigern. Publizisten und Reporter im Dienst der gesellschaftlichen Entwicklung. In: Wolfgang Wunden (Hrsg.): Wahrheit als Medienqua-

- lität. Beiträge zur Medienethik, Bd. 3. Frankfurt am Main: Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik 1996, S. 155-171
120. Die Rolle der Medien im Wohnungsmarkt. In: Österreichischer Verband gemeinnütziger Bauvereinigungen – Landesgruppe Wien (Hrsg.): Marketing im Wohnungsmarkt. Wien 1997 (= 8. Wohnwirtschaftliche Tagung 1997), S. 105-107
121. WIR sind die KommunikatorInnen. Zu einigen Scheuklappen der Journalismusforschung. In: Günter Bentele/Michael Haller (Hrsg.): Aktuelle Entstehung von Öffentlichkeit. Akteure – Strukturen – Veränderungen. Konstanz: UVK Medien 1997 (= Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 24), S. 19-38
122. Ein kommunikationswissenschaftlich begründetes Plädoyer für Nüchternheit. In: Otfried Jarren/Friedrich Krotz (Hrsg.): Öffentlichkeit unter Viel-Kanal-Bedingungen. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft 1998 (= Symposien des Hans-Bredow-Instituts 18), S. 221-227
123. Der kompetente Leser, die kompetente Leserin – Plädoyer wider den Pessimismus in Sachen Lesen. In: Stiftung Lesen (Hrsg.): Lesen im Umbruch – Forschungsperspektiven im Zeitalter von Multimedia. Dokumentation des Symposiums der Stiftung Lesen in Zusammenarbeit mit dem Börsenverein des Deutschen Buchhandels, dem Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie, der Deutschen Bibliothek, der Stiftung Presse Grosso und der Stiftung Pressehaus NRZ am 27./28. Juni 1997 in Frankfurt am Main. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft 1998, S. 23-38 (zus. mit Margit Böck)
124. Vorwort. In: Margit Böck: Leseförderung als Kommunikationspolitik. Zum Mediennutzungs- und Leseverhalten sowie zur Situation der Bibliotheken in Österreich. Wien: Österreichischer Kunst- und Kulturverlag 1998 (= Neue Aspekte in Kultur- und Kommunikationswissenschaft 14), S. 10-14
125. Einführung – Zu Person und Werk. In: Otto Groth: Vermittelte Mitteilung. Ein journalistisches Modell der Massenkommunikation. München: Reinhard Fischer 1998 (= ex libris kommunikation 7), S. 151-186
126. Journalismus als Kulturleistung. In: Lehrstuhl für Journalismus der Universität Bratislava (Hrsg.): Journalismus an der Schwelle zum dritten Jahrtausend. Bratislava 1998, S. 15-30
127. Vorwort. In: Elke Schönberger: Homo communicans. Eine dialogische Abhandlung. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang 1998 (= Europäische Hochschulschriften, Reihe 1, Bd. 1694), S. 11-13
128. Rundfunk und Gesellschaft. In: Dietrich Schwarzkopf (Hrsg.): Rundfunkpolitik in Deutschland. Wettbewerb und Öffentlichkeit. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1999, S. 149-315
129. Das Buch in einer sich wandelnden Medienwelt. Aktuelle Forschungsergebnisse. In: Rainer Diederichs/Ulrich Saxer/Werner Stocker (Hrsg.): Buchbranche im Wandel. Zum 150-jährigen Bestehen des Schweizerischen Buchhändler- und Verleger-Verbandes. Zürich: Orell Füssli 1999, S. 69-97 (zus. mit Margit Böck)
130. Welche Anforderungen erbringt die Veränderung der Medienlandschaft für die Öffentlichkeitsarbeit von Gerichten und Staatsanwaltschaften. In: Bundesministerium für Justiz (Hrsg.): Anforderungen an die Öffentlichkeitsarbeit von Gerichten und Staatsanwaltschaften. Wien: Bundesministerium für Justiz 1999, S. 82-98
131. Investigativer Journalismus in den USA und seine gesellschaftlichen Grenzen. Das Beispiel der Iran-Contracta-Affäre. In: Andreas Heldrich (Hrsg.): Medien zwischen Spruch und Informationsinteresse. Festschrift für Robert Schweizer zum 60. Geburtstag. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft 1999 (= Schriftenreihe des Archivs für Urheber-, Film-, Funk- und Theaterrecht 168), S. 73-86 (zus. mit Andreas Ruzsits)
132. Das Bild der Justiz in den österreichischen Printmedien. In: Bundesministerium für Justiz (Hrsg.): Die österreichische Justiz. Ihr Auftrag – Ihr Bild. Vorträge bei der österreichischen Richterwoche 1999 vom 17. Mai bis 21. Mai 1999 in Warmbad Villach. Wien 1999 (= Schriftenreihe des Bundesministeriums für Justiz 97), S. 53-74 (zus. mit Klaus Lojka)
133. Vorwort. In: Fritz Hausjell/Gabriele Hinterkörner (Redaktion): Karrieren. Absolventinnen und Absolventen des Instituts für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien. 1942-1999. Bd. 4, Wien: Braumüller 1999, S. 5-15
134. Der Rundfunk als Kulturinstitution. In: Walter Hömberg (Hrsg.): Rundfunk-Kultur und Kultur-Rundfunk. Münster: Lit Verlag 2000 (= MARKierungen. Beiträge des Münchner Arbeitskreises öffentlicher Rundfunk 1), S. 27-58

135. Medienforschung. In: Barbara Held/Stephan Ruß-Mohl (Hrsg.): Qualität durch Kommunikation sichern – vom Qualitätsmanagement zur Qualitätskultur. Erfahrungsberichte aus Industrie, Dienstleistung und Medienwirtschaft. Frankfurt/Main: FAZ-Institut für Management-, Markt- und Medieninformationen 2000, S. 323-334
136. Einleitung. In: Wolfgang R. Langenbucher (Hrsg.): Elektronische Medien, Gesellschaft und Demokratie. Wien: Braumüller 2000 (= Studienbücher zur Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 11), S. VIII.
137. Plädoyer für eine konsequente Massuniversität. In: Stephan Haltmayer/Werner Gabriel (Hrsg.): Abschaffung der freien Universität? Frankfurt/Main u.a.: Peter Lang 2000 (= Wiener Arbeiten zur Philosophie, Reihe B, Bd. 1), S. 163-174
138. Diskussionsbeiträge. In: Peter Glotz (Hrsg.): Christoph-Martin-Wieland-Vorlesungen. Das digitale Evangelium. Propheten, Nutznießer, Verächter. Hans Magnus Enzensberger im Disput mit Peter Glotz u.a. Erfurt: Sulton Verlag 2000, passim
139. Intellektualismus als Journalismus. Oder: Vom „Brotberuf“ der Hilde Spiel. In: Eva Kreisky (Hrsg.): Von der Macht der Köpfe. Intellektuelle zwischen Moderne und Spätmoderne. Wien: WUV Universitätsverlag 2000, S. 349-364
140. Investor Relations als „High Comm.“. In: Thomas Achelis (Hrsg.): PR baut Brücken. Gedanken über Chancen und Möglichkeiten nationaler und internationaler Public Relations. Festschrift aus Anlass des 90. Geburtstages von Albert Oeckl. Bonn: DPRG-Wirtschaftsdienste- und Verlagsgesellschaft 2000, S. 193-203
141. Vorwort. In: Thomas W. Duschlbauer: Medien und Kultur im Zeitalter der X-Kommunikation. Wien: Braumüller 2001, VII, S. Vf.
142. Wahrgenommene Bilder: Fernsehnachrichten, World Wide Web und die Europäische Kommunikationsunion. In: Peter Ludes: Multimedia und Multi-Moderne: Schlüsselbilder. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2001, S. 17-35
143. „Poetik“ des Journalismus? Ein Plädoyer. In: Kai Hermann/Margrit Sprecher: Sich aus der Flut des Gewöhnlichen herausheben. Die Kunst der Großen Reportage. Wien: Picus Verlag 2001 (= Theodor-Herzl-Vorlesung), S. 9-12
144. Günther Anders (1956): Die Antiquiertheit des Menschen. Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution. In: Christina Holtz-Bacha/Arnulf Kutsch (Hrsg.): Schlüsselwerke für die Kommunikationswissenschaft. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2002, S. 25-27
145. Otto Groth (1960-1972): Die unerkannte Kulturmacht. Grundlegung der Zeitungswissenschaft (Periodik). In: ebd., S. 173-176
146. Komplementarität und Konkurrenz im Medienwandel. Nachfragen – drei Jahrzehnte nach der Wiederentdeckung von Wolfgang Riepl. In: Ute Nawratil/Philomena Schönhagen/Heinz Starkulla jr. (Hrsg.): Medien und Mittler sozialer Kommunikation. Beiträge zu Theorie, Geschichte und Kritik von Journalismus und Publizistik. Festschrift für Hans Wagner. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2002, S. 443-452
147. „Frauen arbeiten mehr und reden weniger darüber ...“ Weibliche Nationalratsabgeordnete und die Medien in Österreich. In: Werner Rossade/Birgit Sauer/Dietmar Schirmer (Hrsg.): Politik und Bedeutung. Studien zu den kulturellen Grundlagen politischen Handelns und politischer Institutionen. Ralf Rytlewski zum 65. Geburtstag. Opladen: Westdeutscher Verlag 2002, S. 135-143 (zus. mit Gabriele Kypta)
148. Leseförderung als Kultur- und Kommunikationspolitik. In: Heinz Bonfadelli/Priska Bucher (Hrsg.): Lesen in der Mediengesellschaft. Stand und Perspektiven der Forschung. Zürich: Verlag Pestalozzianum 2002, S. 97-106
149. Thomas Bernhard: Bezüge zum ländlichen Raum: Literatur – Darstellende Kunst – Architektur. In: Bayerische Akademie Ländlicher Raum e.V. (Hrsg.): Neues Bauen auf dem Lande – Dorfentwicklung wohin? Dokumentation der Frühjahrstagung 2001 am 26. und 27. April 2001 im Exerzitien- und Bildungshaus Schloss Hirschberg bei Beilngries. München: Bayerische Akademie Ländlicher Raum e.V. 2002, S. 52-55
150. Bedeutung und Funktion von Wahlkämpfen. In: Unterrichts-Konzepte Politik. Ergänzung der Loseblattsammlung KP71E-03. Freising: Stark 2002, S. 33
151. Einleitung. In: Hannes Haas/Wolfgang R. Langenbucher (Hrsg.): Medien- und Kommunikationspolitik. Ein Textbuch zur Einführung. Wien: Braumüller 2002 (= Studienbücher zur Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 12), S. VII-XIV (zus. mit Hannes Haas)

152. Herbert Riehl-Heise – ein journalistisches Werk. In: Herbert Riehl-Heise: Arbeiten in vermintem Gelände. Macht und Ohnmacht des Journalismus. Wien: Picus Verlag 2002 (= Theodor-Herzl-Vorlesung), S. 9-15
153. Peter Huemer – oder: Von der Kultur des journalistischen Gesprächs. In: Peter Huemer: Warum das Fernsehen dümmter ist als das Radio. Reden über das Reden in den Medien. Wien: Picus Verlag 2003 (= Theodor-Herzl-Vorlesung), S. 9-14
154. Einleitende Überlegungen. In: Wolfgang R. Langenbacher (Hrsg.): Die Kommunikationsfreiheit der Gesellschaft. Die demokratischen Funktionen eines Grundrechts. „Publizistik“ Sonderheft 4/2003. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2003, S. 7-22
155. Luc Jochimsen – eine Fernsehfrau, die immer unbe-rechenbar war. In: Luc Jochimsen: Warenhaus Journalismus. Erfahrungen mit der Kommerzialisierung des Fernsehens. Wien: Picus Verlag 2004 (= Theodor-Herzl-Vorlesung), S. 9-15
156. Nachwort. In: Theodor Herzl: Die treibende Kraft. Feuilletons. Herausgegeben von Marcus G. Patka. Wien: Picus Verlag 2004, S. 137-142
157. Vorwort. In: Danusa Serafinova/Jozef Vatrál: Preßbürger liebste Waren & Dienste. Wiener und weitere Annoncen in der Preßburger deutschsprachigen Presse 1870 bis 1918. Bratislava 2004, S. 3f. (zus. mit Bernd Semrad)
158. Medienkonzentration – Kontrollmechanismen innerhalb der Staaten der EU – Vergleichende Forschungsvorhaben. In: Internationale Medienenquete – Medienkonzentration und Kontrollmechanismen in Europa: Rechtsstatsachen – Rechtsinstrumente – Rechtsberufe. Wien: Bundesministerium für Justiz 2004 (= Schriftenreihe des Bundesministeriums für Justiz 106), S. 7-33 (zus. mit Cornelia Brantner)
159. Journalistenhasser, Brigitte Mohnhaupt und die Münchener Schule. [Interview] In: Michael Meyen/Maria Löblich (Hrsg.): 80 Jahre Zeitungs- und Kommunikationswissenschaft in München. Bausteine zu einer Institutsgeschichte. Köln: Herbert von Halem Verlag 2004 (= Theorie und Geschichte der Kommunikationswissenschaft 1), S. 198-213
160. Auf dem Weg zur Kommunikationsunion – Lernziel Europajournalismus. In: Kurt Neubert/Helmut Scherer (Hrsg.): Die Zukunft der Kommunikationsberufe. Ausbildung, Berufsfelder, Arbeitsweisen. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft 2004 (= Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 31), S. 287-299
161. Klaus Harpprecht – Journalismus aus Passion. In: Klaus Harpprecht: Auf der Höhe der Zeit? Journalismus, der schönste, der schrecklichste aller Berufe. Wien: Picus Verlag 2005 (= Theodor-Herzl-Vorlesung), S. 9-16
162. Der Rundfunk der Gesellschaft – Ein Rückblick nach vorne auf die Institution seiner Kontrolle. In: Christa-Maria Ridder u.a. (Hrsg.): Bausteine einer Theorie des öffentlich-rechtlichen Rundfunks. Festschrift für Marie Luise Kiefer. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2005, S. 162-176
163. Plädoyer wider die kommunikationswissenschaftliche Bescheidenheit: Warum wir den „Ansatzismus“ endlich hinter uns lassen müssen und welche „Werke“ die Gesellschaft von uns erwarten darf. In: Edzard Schade (Hrsg.): Publizistikwissenschaft und öffentliche Kommunikation. Beiträge zur Reflexion der Fachgeschichte. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft 2005, S. 183-190
164. Kommunikationsfreiheit. In: Siegfried Weischenberg/Hans J. Kleinsteuber/Bernhard Pörksen (Hrsg.): Handbuch Journalismus und Medien. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft 2005 (= Praktischer Journalismus 60), S. 160-165 (zus. mit Julia Wippersberg)
165. Regulierung der Selbstregulierung. In: Deutscher Presserat. 50 Jahre Selbstkontrolle der gedruckten Medien 1956-2006. Bonn: Deutscher Presserat 2006, S. 105-108
166. Europäische Öffentlichkeit und medialer Wandel: Herausforderungen für die Kommunikationswissenschaft. In: Wolfgang R. Langenbacher/Michael Latzer (Hrsg.): Europäische Öffentlichkeit und medialer Wandel. Eine transdisziplinäre Perspektive. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2006, S. 402-415. (zus. mit Cornelia Brantner)
167. Hoffnungsträger Stiftungsrat? In: derFreiRaum (Hrsg.): Der Auftrag. Öffentlich-rechtlicher Rundfunk. Positionen – Perspektiven – Plädoyers. Wien: Sonderzahl 2006, S. 87-92
168. Peter Glotz. In: Wolfgang Bergsdorf (Hrsg.): Erfurter Universitätsreden. Sonderband im Gedenken an Peter Glotz. München: Judicium 2006, S. 41-61

Beiträge in Zeitschriften und Zeitungen

1. „Buchwissenschaft“? Ein Diskussionsbeitrag. In: „Publizistik“, 10. Jg. 1965/Heft 3 (zugleich Festschrift für Otto Groth), S. 302-313 (zus. mit Peter Glotz)
2. Im Banne eines Begriffes. Kritik der literaturwissenschaftlichen Beschäftigung mit 'Trivalliteratur'. In: „Kürbiskern“, Jg. 1966/Heft 4, S. 90-97
3. Schwierigkeiten mit der Unterhaltungsliteratur. In: „Bertelsmann Briefe“, Heft 43/1966, S. 23-29
4. Publizistik, Buch und Buchhandel. In: „Bertelsmann Briefe“, Heft 46/1966, S. 28-37
5. Das Buch als Kommunikationsmittel. Einige Thesen zur heutigen und künftigen Funktion des Buchhandels. In: „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel“, 23. Jg. 1967/Nr. 20, S. 430-437
6. Das Publikum im literarischen Leben des 19. Jahrhunderts. In: „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel“, 24. Jg. 1968/Nr. 65, S. 1857-1866; wieder abgedruckt in: Der Leser als Teil des literarischen Lebens. Bonn: Bouvier 1971 (= Forschungsstelle für Buchwissenschaft an der Universitätsbibliothek Bonn. Kleine Schriften 8), S. 52-84
7. Der Roman als Quelle geistesgeschichtlicher Forschung. In: „Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte“, 20. Jg. 1968/Heft 3, S. 259-272
8. Das Fernsehen in der Presse. Ein Beitrag zur Frage der journalistischen Konkurrenz oder Ergänzung. In: „Rundfunk und Fernsehen“, 16. Jg. 1968/Heft 1, S. 1-18
9. Monopol und Kommunikation. In: „Publizistik“, 13. Jg. 1968/Heft 2-4, S. 137-179 (zus. mit Peter Glotz); stark gekürzt wieder abgedruckt in: Gerhard Maletzke (Hrsg.): Einführung in die Massenkommunikationsforschung. Berlin: Spiess 1972, S. 85-108
10. Das Buch auf dem Kommunikationsmarkt der Zukunft. In: „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel“, 24. Jg. 1968/Nr. 71, S. 1977-1984
11. Bücher der öffentlichen Wissenschaft. In: „Bertelsmann Briefe“, Heft 65/1969, S. 8-12
12. Manipulation – Kommunikation – Demokratie. Prolegomena zu einer Analyse von „Kapitalismus und Kommunikation“. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zu: „Das Parlament“, Nr. 25 vom 21. Juni 1969, S. 3-25 (zus. mit Peter Glotz)
13. Funk und Fernsehen in der Demokratie. In: „Rundfunk und Fernsehen“, 18. Jg. 1970/Heft 3-4, S. 475-510 (zus. mit Peter Glotz)
14. Innere Pressefreiheit und Journalistenfreiheit. In: „Politische Studien“, 21. Jg. 1970, Nr. 193/September-Oktober 1970, S. 556-566 (zus. mit Peter Glotz)
15. Kritik an der Feedback-Phobie der Fernsehmacher. In: „Zur Debatte“, Nr. 10/Oktober 1971, S. 4; wieder abgedruckt in: Dieter Prokop (Hrsg.): Massenkommunikationsforschung 2: Konsumption. Frankfurt/Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1973, S. 434f.
16. Erinnerungen an Günter Kieslich: Mitglied der „Gemischten Kommission für Fragen der journalistischen Aus- und Fortbildung“ des Deutschen Presserates 1970-1971. In: „Publizistik“, 17. Jg. 1972/Heft 1, S. 64-67
17. Zeitungsmonopole – Gefahren oder Chancen. In: „Hessische/Niedersächsische Allgemeine“, Nr. 231 vom 5. Oktober 1972, Beilage: Kurs 2000, S. 3
18. Rundfunkforschung in der Bundesrepublik Deutschland. Eine Expertise. In: „Rundfunk und Fernsehen“, Sonderheft 1972, S. 57-89 (zus. mit Peter Glotz)
19. Studieneinführung: Publizistik und Zeitungswissenschaft. In: „Aspekte“, 5. Jg. 1972/Nr. 9, S. 8-11
20. Franz Ronneberger 60 Jahre. In: „Publizistik“, 18. Jg. 1973/Heft 1, S. 81f.
21. Kooperation Deutsche Journalistenschule und Institut für Zeitungswissenschaft. Ein Experiment zur Journalistenausbildung in München. In: „Publizistik“, 18. Jg. 1973/Heft 1, S. 84f.
22. „Umkehrproporz“ und kommunikative Relevanz. Zur Zusammensetzung und Funktion der Rundfunkräte. In: „Publizistik“, 18. Jg. 1973/Heft 4, S. 322-330 (zus. mit Walter A. Mahle)
23. Neue Ausbildungswege für Journalisten. In: „Aspekte“, 6. Jg. 1973/Heft 12, S. 23-25
24. Die Buchmesse – ein Kommunikationszentrum? In: „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel“, 29. Jg. 1973/Nr. 81, S. 1761-1763
25. Kommunikation im Jahr 2000. In: „Esquire“, 1. Jg. 1975/Heft 1, S. 14f., 29
26. Kommunikation als Beruf. Ansätze und Konsequenzen kommunikationswissenschaftlicher Berufsforschung.

- In: „Publizistik“, 19. Jg. 1974/Heft 3-4, 20. Jg. 1975/Heft 1-2, S. 256-277
27. Anwalt für Wähler und Gewählte. Beruf: Lokalredakteur. In: „Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt“, Nr. 45 vom 9. November 1975, Beilage: Perspektiven 75: Massenmedium Lokalteil, S. III
28. Neue Medien – neue Arbeitsplätze? In: „ZV+ZV“, 72. Jg. 1975/Nr. 41, S. 1298
29. Kommunikationspolitische Probleme der Anwendung neuer Kommunikationstechnologien – Erfahrungen aus der Arbeit der KtK. In: „Media Perspektiven“, Jg. 1976/Nr. 6, S. 245-262
30. Münchner Lokalpresse – Versuch einer Bestandsbeschreibung. In: „Der Journalist“, 27. Jg. 1976/Nr. 10, S. 21-27
31. „Medienpädagogik“ – was ist das? In: „Medien + Erziehung“, 20. Jg. 1976/Heft 3, S. 163f.
32. Kann Fernsehen nicht tiefer bohren? In: „Das Parlament“, Nr. 35 vom 3. September 1977, S. 16
33. Unabhängige Fernsehjournalisten: Mangelware. In: „Das Parlament“, Nr. 43 vom 29. Oktober 1977, S. 14
34. Die Verantwortung der Medien in einer sich wandelnden politischen Kultur. In: Rundfunkrecht. Beilage zu: „Österreichische Blätter für gewerblichen Rechtsschutz und Urheberrecht“, Jg. 1978/Nr. 3, S. 29-33
35. Journalisten für eine demokratische Gesellschaft. In: „Die Feder“, 27. Jg. 1978/Heft 1, S. 3-7
36. Anmerkungen zur Medienökologie. In: „Kirche und Rundfunk“, Nr. 43 vom 9. Juni 1979, S. 1-3
37. Lokaljournalismus. Werkstattbericht über einen Lehr- und Forschungsschwerpunkt des Instituts für Kommunikationswissenschaft (Zeitungswissenschaft) der Universität München. In: „Der Bayerische Bürgermeister“, 32. Jg. 1979/Heft 3, S. 22-24
38. Öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalten und Meinungsfreiheit – Chancen und Grenzen einer gesellschaftlichen Kontrolle. In: „Politische Bildung“, 13. Jg. 1980/Heft 1, S. 46-56
39. Vorbemerkung zu „Menschliche Kommunikation als interdisziplinäres Problem. Ein Kolloquium mit Paul Watzlawick“. In: „Publizistik“, 25. Jg. 1980/Heft 2-3, S. 157-159
40. Zur wissenschaftlichen Begleitung des Bildschirmtext-Feldversuchs Düsseldorf/Neuss. In: „Rundfunk und Fernsehen“, 28. Jg. 1980/Heft 3, S. 379-392 (zus. mit Heiner Treinen und Erwin K. Scheuch)
41. Ende des Fernsehzeitalters? In: „Publizistik“, 27. Jg. 1982/Heft 4, S. 500-502
42. Verdrängung oder Ergänzung der Medien untereinander? In: „Mitteilungen“ des Studienkreises Rundfunk und Geschichte, 10. Jg. 1984/Nr. 2, S. 154-165
43. Kommunikationsprobleme moderner Politik. In: Politicum (Josef Krainer Haus-Schriften), 5. Jg. 1984/Heft 21, S. 4f.
44. Printmedien – Tendenzen und gesellschaftlicher Stellenwert. In: „Gemeinwirtschaft“, Nr. 3/1984, S. 35-38
45. Der Markt der Regenbogenpresse. In: „Zur Debatte“, November/Dezember 1984, S. 8f.
46. Schwierigkeiten der Informationsanwendung. In: „Mobil aktuell“, Heft 3/1984, S. 13
47. Mediennutzung und sozialer Wandel. In: ARD-Werbetreff 85. Sonderdruck der „Media Perspektiven“. Frankfurt/Main 1985, S. 27-35; wieder abgedruckt in: „Filmkunst“, Nr. 111-112/November 1986, S. 44-58
48. Kommunikationsmittel der Träger der Sozialen Sicherheit in den 90er Jahren, insbesondere Bildschirmtextverfahren. In: „Internationale Revue für Soziale Sicherheit“, 38. Jg. 1985/Heft 3, S. 296-306
49. Aktuelle Illustrierte – Dinosaurier der Print-Epoche? Die Ausgaben 35/86 von „Quick“, „Bunte“ und „stern“. In: „Neue Medien“, 1986, S. 17
50. Zukunft und Bedeutung des Buches. In: „Buch und Bibliothek“, 38. Jg. 1986/Heft 5, S. 426-431; Übersetzung ins Niederländische: Betekenis en toekomst van het boek. In: „Bibliotheken Samenleving“, Nr. 12/1986, S. 380-385
51. Brauchen wir eine neue Kommunikationskultur? In: „Internationale Wirtschaft“, Nr. 50 vom 11. Dezember 1986, S. 8
52. Eine Papierkrise wäre gut. Nachdenken über die Kommunikationsfunktionen des Buches. In: „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel“, 42. Jg. 1986/Nr. 55, S. 1905

53. Das Buch als Medium für Qualitätsjournalismus. In: „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel“, 43. Jg. 1987/Nr. 89, S. 3083-3087 (zus. mit Hannes Haas)
54. Ein Plädoyer, Kommunikationsgeschichte endlich zu schreiben. In: „Medien & Zeit“, 2. Jg. 1987/Heft 3, S. 13-16
55. Leiden an geistiger Sklerose. Wo hauptstädtische, große Tageszeitungen fehlen, fehlt der Gesellschaft das Zeit- und Streitgespräch. In: „Profil“, Nr. 48 vom 30. November 1987, S. 73f.
56. In seiner Dynamik hat sich eines der ältesten Medien als ein neues bewiesen. In: „25 Jahre W & V“, 25. Jg. 1988/Nr. 4, S. 270-274
57. 1963-1988: 25 Jahre „Deutsche Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft“. In: „Publizistik“, 33. Jg. 1988/Heft 2-3, S. 594f.
58. Musikteppiche für die Dialektkommunikation am „Neuen Dorfbrunnen“. Lokalradios in der Schweiz. In: „Media Perspektiven“, Jg. 1989/Nr. 10, S. 618-631
59. Journalismus als Komplementärinstitution politischer Kontrolle. Studien zu makrosozialen Wirkungen der medienvermittelten Kommunikation in Österreich. In: Max Kaase/Winfried Schulz (Hrsg.): Massenkommunikation. Theorien, Methoden, Befunde. Opladen: Westdeutscher Verlag 1989 (= Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 30), S. 185-198 (zus. mit Irmgard Staudacher)
60. Braucht eine demokratische Gesellschaft öffentlichen Rundfunk? In: „Media Perspektiven“, Jg. 1990/Nr. 11, S. 699-716
61. Demokratische Öffentlichkeit und Strukturprobleme der Massenmedien in Österreich. In: „Politische Bildung“, 12. Jg. 1990/Heft 2, S. 65-70
62. Auch Zeitungen dürfen sterben. In: „Der Standard“ vom 29. August 1990.
63. Medienpolitische Tagebuchnotizen zum Zwei-Jahr-Jubiläum des Standard. Die Tageszeitung, Medium der 90er Jahre. In: „Der Standard“ vom 19. Oktober 1990, S. 31
64. Das Fach in der Krise? Thesen, Diskussionsbeiträge, Dokumente des Unbehagens. In: „Aviso“, 1. Jg. 1990/No. 1, S. 1-3
65. Wider die Legende von der Unterbezahlung der österreichischen Hochschullehrer. In: „Der Standard“ vom 19. Dezember 1990, S. 31
66. „Wenn es ihn nicht gäbe, so müsste man ihn jetzt erfinden: den öffentlichen Rundfunk“. In: Zytglogge Zytig, Nr. 157/März 1991, S. 1f.
67. Die Herstellung der Wahrnehmbarkeit. Zum Drei-Jahres-Jubiläum des Standard: Notizen über einen Journalismus für die 90er Jahre. In: „Der Standard“ vom 19. Oktober 1991, S. 31
68. Wirksam und doch schonend? In: „Der Standard“, Nr. 918 vom 29. November 1991, S. 31
69. Streik beim profil. In: „Werbung aktuell“ Nr. 241/1991, S. 14
70. Habilitation von Roman Hummel. In: „Publizistik“, 36. Jg. 1991/Heft 2, S. 242
71. Darstellungslücken trotz reger Forschung. Zur gegenwärtigen Situation der Kommunikationsgeschichte. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“. In: „Medien & Zeit“, 7. Jg. 1992/Heft 3, S. 8-10
72. Kritikkultur statt Streitkultur. Über Möglichkeiten eines rationalen Dissenses. In: „Aviso“, 3. Jg. 1992/No. 6, S. 13
73. PR in der Kommunikationsgesellschaft. Theoretische Überlegungen in praktischer Absicht. In: „Hernsteiner“, 5. Jg. 1992/Nr. 3, S. 10-14
74. Franz Ronneberger 80 Jahre. In: „Publizistik“, 38. Jg. 1993/Heft 1, S. 90f. (zus. mit Wilmont Haacke u.a.)
75. Journalismus 2000. Vorbemerkungen zu diesem Heft. In: „Publizistik“, 38. Jg. 1993/Heft 3, S. 259f.
76. Wahrheit – Aufklärung – Verantwortung. Thesen zu einer historischen Theorie des modernen Journalismus. In: „Publizistik“, 38. Jg. 1993/Heft 3, S. 311-321
77. Erich Kuby oder der Musterschüler der Cassandra. In: „Die Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte“, 40. Jg. 1993/Nr. 5, S. 469-472
78. ARD/ZDF Nachrichtenkanal? In: „Das Erste“, 2. Jg. 1993/Nr. 1, S. 55
79. „Ein gewisser Ärger über dieses Blatt ist nie von mir gewichen“. In: „Der Standard“, Nr. 1488 vom 19. Oktober 1993, S. 2

80. Honorarprofessur für Frau Dr. Marie-Luise Kiefer. In: „Publizistik“, 39. Jg. 1994/Heft 1, S. 92f.
81. Thomas A. Bauer zum ordentlichen Professor ernannt. In: „Publizistik“, 39. Jg. 1994/Heft 2, S. 209f.
82. Das Glück, der Zufall und die Obsession. Notizen zum Buch „Massenkommunikation IV“ von Klaus Berg und Marie-Luise Kiefer. In: „Medien & Zeit“, 9. Jg. 1994/Heft 4, S. 29-31
83. Das schleichende Gift Quote. Der öffentliche Rundfunk ist in der Sackgasse. In: „epd/Kirche und Rundfunk“, Nr. 66 vom 24. August 1994, S. 3-7
84. Fachzeitschriften stellen sich vor: Publizistik. In: „Aviso“, 5. Jg. 1994/No. 12, S. 13
85. Der unterforderte Leser. In: „Sage & Schreibe“, Nr. 7/1994, S. 8f.
86. Italienische Verhältnisse. In: „MultiMedia“, Nr. 13/1995, S. 3
87. Quantensprung der Qualitätspresse. Reflexionen anlässlich der 2000. Ausgabe des „Standard“. In: „Der Standard“, Nr. 2000 vom 3. Juli 1995, S. 19
88. „Es kann nur besser werden“. Zur Situation der Qualitätspresse in Österreich, Teil 2. In: „Der Standard“, Nr. 2001 vom 4. Juli 1995, S. 23
89. Les Moyens de Communications des Institutions de sécurité sociale. In: Association Internationale de la Sécurité Sociale (Hrsg.): „Bulletin d'Information sur le Traitement des Données“, 8. Jg. 1995/Nr. 32, S. 7-14
90. Universitätskonflikt.: Bildungsabbau gegen Stimmenverlust? In: „Der Standard“ vom 30. Mai 1996, S. 23
91. Aufgabe des Journalismus. In: ÖHZ, Dezember 1995, S. 13
92. Auf der Suche nach den unbekanntenen Kommunikatoren. Scheuklappen der Journalismusforschung. In: „Aviso“, 7. Jg. 1996/No. 17, S. 7-10
93. Zur Idee einer Stiftung Medien-Test. (Diskussionsbeitrag zu Friedrich Krotz: Zur Konzeption einer Stiftung Medientest.) In: „Rundfunk und Fernsehen“, 44. Jg. 1996/Heft 2, S. 240-242
94. „Der Jason war's!“. Lust und Frust der neuen Medien. In: „Junge Kirche“, 30. Jg. 1996/Heft 3, S. 3-6
95. Gedankensplitter beim Nummernzählen. In: „Der Standard“, Nr. 2500 vom 28. Februar 1997, S. A 23
96. Habilitation von Hannes Haas. In: „Publizistik“, 42. Jg. 1997/Heft 2, S. 231
97. Ulrich Saxer emeritiert. In: „Publizistik“, 42. Jg. 1997/Heft 3, S. 363
98. Brauchen wir eine neue Kommunikationskultur? In: „Club Niederösterreich. PR-Strategien für den Krisenfall“, 1997/Heft 4, S. 15
99. Dietrich Oppenberg zum achtzigsten Geburtstag. In: „Publizistik“, 42. Jg. 1997/Heft 4, S. 487
100. Nie zuvor haben so viele Menschen so viel gelesen wie heute. In: „Buchreport“, Nr. 41-42 vom 9. Oktober 1997, S. 230-233
101. Habilitation von Wolfgang Duchkowsch. In: „Publizistik“, 43. Jg. 1998/Heft 3, S. 298f.
102. Wider den Mythos vom „Ende der Lesekultur“. In: „Der Standard“, Nr. 2994 vom 19. Oktober 1998, S. C 14
103. Aktuell auch über den Tag hinaus. In: „Sage & Schreibe“, Nr. 5/1998, S. 10f.
104. Peter Glotz 60 Jahre. In: „Publizistik“, 44. Jg. 1999/Heft 2, S. 218-222
105. Habilitation Matthias Karmasin. In: „Publizistik“, 44. Jg. 1999/Heft 2, S. 223f.
106. Prof. Dr.h.c. Dieter Stolte 65 Jahre (*18. September 1934). In: „Publizistik“, 44. Jg. 1999/Heft 4, S. 463f.
107. Im Gedenken an Horst Holzer. In: „Publizistik“, 45. Jg. 2000/Heft 4, S. 500f.
108. Matthias Karmasin an die Universität Klagenfurt berufen. In: „Publizistik“, 46. Jg. 2001/Heft 1, S. 74f.
109. Gottfried Korn Honorarprofessor an der Universität Wien. In: „Publizistik“, 46. Jg. 2001/Heft 2, S. 197f.
110. Mehr als ein halbes Jahrhundert „Publizistik“ mitgeprägt. Ulrich Saxer zum 70. Geburtstag und zu seinem Rücktritt als Mitherausgeber der Fachzeitschrift. In: „Publizistik“, 46. Jg. 2001/Heft 2, S. 115f. (zus. mit Christina Holtz-Bacha und Arnulf Kutsch)
111. Einrichtung einer Journalistik-Dozentur in Wien. In: „Publizistik“, 46. Jg. 2001/Heft 2, S. 199-200

112. Die heimliche, unheimliche Macht der „Kronen Zeitung“. In: „Der Standard“, Nr. 3676 vom 26. Jänner 2001, S. 29
113. Internationale Paul-Felix-Lazarsfeld-Professur an der Human- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien eingerichtet. In: „Publizistik“, 46. Jg. 2001/Heft 3, S. 327
114. Unsinn ist Sinn. Das neue österreichische Rundfunkgesetz könnte den ORF zerstören. In: „Süddeutsche Zeitung“, Nr. 153 vom 7. Juni 2001, S. 39
115. „Der Rang höherer Insekten“. Neue SZ-Serie „Aufmacher – Vorbilder des Journalismus“: Die Inseln im Meer der Massenproduktion. In: „Süddeutsche Zeitung“, Nr. 283 vom 7. – 8. Dezember 2002, S. 38 (zus. mit Herbert Riehl-Heysel); wieder abgedruckt in: Hans-Jürgen Jakobs/Wolfgang R. Langenbacher (Hrsg.): Das Gewissen ihrer Zeit. Fünfzig Vorbilder des Journalismus. Wien: Picus Verlag 2004, S. 15-18
116. Plädoyer für die Entschleunigung. In: „Der Österreichische Journalist“, Heft 12/2002 und 1/2003, S. 26-28
117. Einleitende Überlegungen. In: „Publizistik“-Sonderheft 4/2003, S. 7-22
118. Peter Ludes, International University Bremen. In: „Publizistik“, 48. Jg. 2003/Heft 1, S. 87f.
119. Warum gebührt dem ORF weiterhin Gebühr? In: „Der Standard“, Nr. 4388 vom 7.-9. Juni 2003, S. 31
120. „Unsere Studenten sind zu Tausenden aufgegangen in diesem Beruf, in dieser Branche“. In: „Einsteins“ spezial – 40 Semester Journalistik in Eichstätt, 4. Juli 2003, S. 20f.
121. [Habilitation] Fritz Hausjell. In: „Publizistik“, 48. Jg. 2003/Heft 4, S. 482
122. Rainer Gries Gastprofessor in Wien. In: „Publizistik“, 48. Jg. 2003/Heft 4, S. 483
123. Die Medien als Wirtschaftsunternehmen. Wie rechnet sich Qualität? In: „Zur Debatte“, Nr. 5/2003, S. 28f.
124. Vivat Numerus autoselectus! In: „Der Standard“, Nr. 4498 vom 17. Oktober 2003, S. 33
125. Pressefreiheit – Die 4. Gewalt. In: „Deutschland“, Jg. 2004/Heft 3, S. 60-65 [auch in der englisch- und französischsprachigen Ausgabe]
126. [Berufung] Jürgen Grimm, Universität Wien. In: „Publizistik“, 49. Jg. 2004/Heft 1, S. 83f.
127. Fritz Karmasin 75 Jahre. In: „Publizistik“, 50. Jg. 2005/Heft 1, S. 106f.
128. Such is Life. In: „Die Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte“, 52. Jg. 2005/Heft 10, S. 42-44
129. Demokratie aus dem Äther. In: „Arte Magazin“, Mai 2005, S. 16-19
130. [Nachruf] Peter Glotz (6.3.1939-25.8.2005). In: „Publizistik“, 50. Jg. 2005/Heft 3, S. 361f.
131. Aufrecht und tolerant. Zum Tod des Publizisten Otto B. Roegele. In: „Süddeutsche Zeitung“, Nr. 208 vom 9. September 2005, S. 17
132. Bewundernswertes Vorbild. Zum Tod von Otto B. Roegele. In: „Funkkorrespondenz“, Jg. 2005, H. 37, S. 3-5
133. Archäologie der Republik. Zum 100. Geburtstag: Ein Filmporträt über Gerd Bucierius, den Verleger der „Zeit“. In: „Süddeutsche Zeitung“, Nr. 114 vom 18. Mai 2006, S. 15
134. Ist der ORF noch zu retten? Kommt darauf an ... In: „Der Standard“, Nr. 5285 vom 27.-28. Mai 2006, S. 43
135. Manager, Gärtner, Verleger. Was muss der zukünftige ORF-Intendant alles beherrschen? In: „Der Standard“, Nr. 5315 vom 4. Juli 2006, S. 31
136. Das Leben und alle Lieben. Die Pariser Journale: Georg Stefan Troller wird 85. In: „Süddeutsche Zeitung“, Nr. 283 vom 8. Dezember 2006, S. 19

Rezensionen

1. Rolf Engelsing: Massenpublikum und Journalistentum im 19. Jahrhundert in Nordwestdeutschland. In: „Publizistik“, 12. Jg. 1967/Heft 4, S. 279-282
2. Karl Hermann Flach: Macht und Elend der Presse. In: „Rundfunk und Fernsehen“, 15. Jg. 1967/Heft 4, S. 416f.
3. Otto Groth: Die unerkannte Kulturmacht. Grundlegung der Zeitungswissenschaft (Periodik). In: „Göttingische Gelehrte Anzeigen“, 220. Jg. 1968/Heft 1-2, S. 156-176

4. Harry Pross: Moral der Massenmedien. Prolegomena zu einer Theorie der Publizistik. In: „Rundfunk und Fernsehen“, 16. Jg. 1968/Heft 1, S. 60-62
5. Felix Greene: Listen – Lügen – Lobbies. China im Zerrspiegel der öffentlichen Meinung. In: ebd., S. 65-67
6. J.A. Bergk: Die Kunst, Bücher zu lesen. Nebst Bemerkungen über Schriften und Schriftsteller; Johann Wilhelm Appell: Die Ritter-, Räuber- und Schauerromantik. Zur Geschichte der deutschen Unterhaltungsliteratur. In: Deutsche Bücherkommentare, Nr. 5/1968
7. Gerhard Kunz: Untersuchungen über Funktionen und Wirkungen von Zeitungen in ihrem Leserkreis. In: „Rundfunk und Fernsehen“, 16. Jg. 1968/Heft 3, S. 316f.
8. Jenö Kurucz: Struktur und Funktion der Intelligenz während der Weimarer Republik. In: „Publizistik“, 14. Jg. 1969/Heft 4, S. 454f.
9. Horst Holzer (Hrsg.): Facsimile Querschnitt durch die Quick. In: „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ Nr. 119/1969
10. Karl W. Deutsch: Politische Kybernetik. Modelle und Perspektiven; Willi Pöhler: Information und Verwaltung; Adolf Holl: Gott im Nachrichtennetz; Otto Haseloff (Hrsg.): Kommunikation; Paul F. Lazarsfeld/Bernard Berelson/Hazel Gaudet: Wahlen und Wähler; Alphons Silbermann (Hrsg.): Reader Massenkommunikation; Massenmedien in Unterricht und Erziehung (hrsg. von A. A. Steiner u.a.); Hermann Meyn: Massenmedien in der Bundesrepublik; Claus-Peter Gerber/Manfred Stosberg: Die Massenmedien und die Organisation politischer Interessen; Manfred Rühl: Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System; Karl Haensel: Rundfunkfreiheit und Fernsehmonopol. In: Deutsche Bücherkommentare, Nr. 4/1969, S. 24-25.
11. Kurt Koszyk/Karl H. Pruys: dtv-Wörterbuch zur Publizistik. Rezension unter dem Titel „Was heißt Meinungsmonopol? Wörterbuch zur Publizistik bei dtv“. In: „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ vom 25. November 1969
12. Horst Holzer: Massenkommunikation und Demokratie in der Bundesrepublik Deutschland. In: „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ vom 17. Mai 1970
13. Gustav Sichelschmidt: „Liebe, Mord und Abenteuer“. Eine Geschichte der deutschen Unterhaltungsliteratur; Friedrich Winterscheidt: „Deutsche Unterhaltungsliteratur der Jahre 1850-1860“. Die geistesgeschichtlichen Grundlagen der unterhaltenden Literatur an der Schwelle des Industriezeitalters. In: „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ vom 24. November 1970
14. Von der Pressegeschichte zur Kommunikationsgeschichte (Ein Sammelreferat). In: „Göttingische Gelehrte Anzeigen“, 222. Jg. 1970/Heft 3-4, S. 306-314
15. The Frontiers of Journalism. A Symposium Honoring Professor Ralph O. Nafziger on the Occasion of his Retirement. In: „Publizistik“, 16. Jg. 1971/Heft 1, S. 126f.
16. Walter Hollstein: Betrogene Sehnsucht. Das Menschenbild im deutschen Illustriertenroman 1955-1962. In: ebd., S. 130f.
17. Jörg Aufermann u.a. (Hrsg.): Pressekonzentration. Eine kritische Materialsichtung und -systematisierung. In: „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ vom 30. März 1971
18. Thomas Ellwein/Gisela Zimpel: Wertheim I. Fragen an eine Stadt. In: „Publizistik“, 16. Jg. 1971/Heft 2, S. 215f.
19. Walter Nutz: Die Regenbogenpresse. Eine Analyse der deutschen bunten Wochenblätter/Peter Kaupp: Massenmedien und „Soraya-Presse“. Inhalt, Leser und Wirkungen der unterhaltenden Wochenzeitschriften. Eine soziologische Analyse. In: „Publizistik“, 16. Jg. 1971/Heft 4, S. 446f.
20. Friedrich Wolfgang Knellessen: Agitation auf der Bühne. Das politische Theater der Weimarer Republik. In: „Publizistik“, 17. Jg. 1972/Heft 2, S. 252
21. Friedrich Kübler: Empfiehlt es sich, zum Schutze der Pressefreiheit gesetzliche Vorschriften über die innere Ordnung von Presseunternehmen zu erlassen? Gutachten für den 49. Deutschen Juristentag. In: „Publizistik“, 18. Jg. 1973/Heft 2, S. 197f.
22. Hansjürgen Koschwitz/Günter Pötter (Hrsg.): Publizistik als Gesellschaftswissenschaft. Internationale Beiträge. In: „Publizistik“, 18. Jg. 1973/Heft 3, S. 279f.
23. Felizitas Lenz-Romeiß: Die Stadt – Heimat oder Durchgangsstation. In: ebd., S. 281f.
24. Heinz Kühn/Karl Holzamer/Peter Lerche: Rundfunkneuordnung und bundesstaatliche Struktur. In: „Publizistik“, 18. Jg. 1973/Heft 4, S. 409f.

25. Winfried B. Lerg: Die Entstehung des Rundfunks in Deutschland. Herkunft und Entwicklung eines publizistischen Mittels. In: ebd., S. 410
26. Wolfgang Schütte: Regionalität und Föderalismus im Rundfunk. Die geschichtliche Entwicklung in Deutschland 1923-1945. In: ebd., S. 410f.
27. Frankfurter Allgemeine Zeitung (Hrsg.): Sie redigieren und schreiben die „Frankfurter Allgemeine“. In: „Publizistik“, 19. Jg. 1974/Heft 3-4, 20. Jg. 1975/Heft 1-2, S. 645
28. Andreas Lahusen: Presseberufe im Gemeinsamen Markt. Eine Untersuchung unter besonderer Berücksichtigung des Richtlinienvorschlages der Kommission der Europäischen Gemeinschaften. In: ebd., S. 645f.
29. Reinhard Stalman: Über Professionalisierungstendenzen bei den Pressejournalisten der Bundesrepublik Deutschland. In: ebd., S. 647f.
30. Friedrich Kübler: Kommunikation und Verantwortung. Eine verfassungstheoretische und rechtspolitische Skizze zur Funktion professioneller und kollegialer Autonomie in Presse, Funk und Hochschule. In: ebd., S. 649
31. Institut für Demoskopie Allensbach: Innere Pressefreiheit 1973. In: ebd., S. 653f.
32. Hannes Schwenger (Red.): Autorenausbildung. In: ebd., S. 673
33. Hans-Dieter Kübler: Unterhaltung und Information im Fernsehen. Dargestellt am Beispiel der Abendschau Baden-Württemberg. In: „Publizistik“, 22. Jg. 1977/Heft 4, S. 490f.
34. Annemaria Rucktäschel (Hrsg.): Sprache und Gesellschaft. In: ebd., S. 492f.
35. Jürgen Tobler: „Guten Abend, liebe Zuschauer“. Eine Fernsehanstalt sucht ihren Auftrag. Bemerkungen zur Politik am Schweizer Fernsehen und zum Fernsehen der Schweizer Politik. In: ebd., S. 497
36. Franz Ronneberger: Kommunikationspolitik I. In: „Nürnberger Nachrichten“, Nr. 163 vom 21. Juli 1978, S. 24
37. Helmut Ridder: Die soziale Ordnung des Grundgesetzes. Leitfaden zu den Grundrechten einer demokratischen Verfassung/Christian Starck: Rundfunkfreiheit als Organisationsproblem. Zur Zusammensetzung der Rundfunkgremien/Günter Herrmann: Fernsehen und Hörfunk in der Verfassung der Bundesrepublik Deutschland. In: „Publizistik“, 23. Jg. 1978/Heft 3, S. 272f.
38. Hans Bausch (Hrsg.): Königsteiner Gespräche. Referate des Presseseminars der ARD/Programmdirektion Deutsches Fernsehen/ARD (Hrsg.): Notizen zum ARD-Programm. In: ebd., S. 276f.
39. Karsten Renckstorf: Neue Perspektiven in der Massenkommunikationsforschung. Beiträge zur Begründung eines alternativen Forschungsansatzes. In: „Media Perspektiven“, Jg. 1978/Nr. 9, S. 687f.
40. Jürgen Enkemann: Journalismus und Literatur. Zum Verhältnis von Zeitungswesen, Literatur und Entwicklung bürgerlicher Öffentlichkeit im 17. und 18. Jahrhundert. In: „Publizistik“, 30. Jg. 1985/Heft 2-3, S. 430f.
41. Martin Stock: Medienfreiheit als Funktionsgrundrecht. Die journalistische Freiheit des Rundfunks als Voraussetzung allgemeiner Kommunikationsfreiheit. In: „Publizistik“, 31. Jg. 1986/Heft 1-2, S. 186-188
42. Helmut F. Spinner: Das 'wissenschaftliche Ethos' als Sonderethik des Wissens. Über das Zusammenwirken von Wissenschaft und Journalismus im gesellschaftlichen Problemlösungsprozeß. In: ebd., S. 192-195
43. Wolfgang Ruppert: Bürgerlicher Wandel. Studien zur Herausbildung einer nationalen deutschen Kultur im 18. Jahrhundert. In: „Publizistik“, 32. Jg. 1987/Heft 3, S. 388f.
44. Hellmut Andics/Viktor Ergert/Robert Kriechbaumer: 50 Jahre Rundfunk in Österreich. Band IV: 1967-1974. In: Österreichische Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (Hrsg.): Österreichisches Jahrbuch für Kommunikationswissenschaft 1986/87. Wien: Braumüller 1987, S. 271-273
45. Elisabeth Noelle-Neumann: Auswirkungen des Kabelfernsehens. Erster Bericht über Ergebnisse der Begleitforschung zum Kabel-Pilot-Projekt Ludwigshafen/Vorderpfalz. In: „Publizistik“, 33. Jg. 1988/Heft 2-3, S. 612
46. Barbara Mettler-Meibom: Breitbandtechnologie. Über die Chancen sozialer Vernunft in technologiepolitischen Entscheidungsprozessen. In: „Publizistik“, 33. Jg. 1988/Heft 4, S. 696-698
47. Ulrich Saxer: Lokale Rundfunkversuche. Vorstudie zum Design der Versuchsphase und zu den vorgesehenen Begleituntersuchungen gemäß der Verordnung über lokale Rundfunk-Versuche (RVO) vom 7. Juni 1982. In: ebd., S. 700f.

48. Heinrich Bortis/Louis Bosshart (Hrsg.): Technologischer Wandel in Wirtschaft und Gesellschaft. *Change-ment de technologie en économie et société. Technological Change in Economy and Society*. Wissenschaftliches Kolloquium aus Anlaß des 60. Geburtstages von Prof. Dr. rer. oec. Florian Hans Fleck, Freiburg 16./17. März 1984. In: „Publizistik“, 34. Jg. 1989/Heft 1-2, S. 219f.
49. Florian H. Fleck (Hrsg.): Zukunftsaspekte des Rundfunks. Kommunikationspolitische und ökonomische Beiträge. In: ebd., S. 248-250
50. Rainer Kabbert: Rundfunkkontrolle als Instrument der Kommunikationspolitik. Einfluß im Prozeß der Öffentlichen Meinungsbildung. In: „Publizistik“, 35. Jg. 1990/Heft 4, S. 505-507
51. Hans H. Fabris/Kurt Luger (Hrsg.): Medienkultur in Österreich. Film, Fotografie, Fernsehen und Video in der 2. Republik. In: „Rundfunk und Fernsehen“, 38. Jg. 1990/Heft 1, S. 115-119
52. Herbert Riehl-Heyse: Bestellte Wahrheiten. Anmerkungen zur Freiheit eines Journalistenmenschen. In: „Der Standard“ vom 9. März 1990, S. 27
53. Marlies Menge: Ohne uns läuft nichts mehr. Die Revolution in der DDR. In: „Der Standard“ vom 30. Juli 1990
54. Ralph Giordano: An den Brandherden der Welt. Ein Fernsehmann berichtet. In: „Der Standard“, Nr. 695 vom 5. März 1991, S. 23
55. Peter A. Bruck (Hrsg.): Das österreichische Format. Kulturkritische Beiträge zur Analyse des Medienerfolges „Neue Kronen-Zeitung“. In: „Publizistik“, 37. Jg. 1992/Heft 1, S. 142f.
56. Dieter Stolte: Fernsehen am Wendepunkt. Meinungsforum oder Supermarkt? In Zusammenarbeit mit Emil Kettering. In: „Der Standard“, Nr. 1384 vom 30. Juli 1993, S. 31
57. Heinz Burghart: Medienknechte. Wie die Politik das Fernsehen verdarb. In: „Publizistik“, 39. Jg. 1994/Heft 1, S. 131f.
58. Herbert Dachs/Peter Gerlich/Herbert Gottweis u.a. (Hrsg.): Handbuch des politischen Systems Österreichs. In: „Publizistik“, 39. Jg. 1994/Heft 2, S. 248-250
59. Otfried Jarren (Hrsg.): Politische Kommunikation im Hörfunk und Fernsehen. Elektronische Medien in der Bundesrepublik Deutschland. In: „Publizistik“, 40. Jg. 1995/Heft 3, S. 384
60. Stephan Ruß-Mohl: Der I-Faktor. Qualitätssicherung im amerikanischen Journalismus – Modell für Europa? Günther Rager/Edda Haase/Bernd Weber (Hrsg.): Zeile für Zeile. Qualität in der Forschung. Günther Rager/Sigrun Müller-Gerbes/Anne Haage: Lesewünsche als Herausforderung. Neue Impulse für die Tageszeitung. Initiative Tageszeitung (Hrsg.): Redaktion. Almanach für Journalisten. Mit Tips, Themen und Terminen für das Lokale. Elisabeth Noelle-Neumann/Rüdiger Schulz: Junge Leser für die Zeitung. Bericht über eine vierstufige Untersuchung zum Entwurf langfristiger Strategien. Dokumentation der wichtigsten Befunde. In: ebd., S. 395-397
61. Hans Wagner: Journalismus I: Auftrag. Gesammelte Beiträge zur Journalismustheorie. In: „Publizistik“, 41. Jg. 1996/Heft 3, S. 357f.
62. Chancen und Risiken der Mediengesellschaft. Gemeinsame Erklärung der deutschen Bischofskonferenz und des Rates der evangelischen Kirchen in Deutschland. In: „Publizistik“, 42. Jg. 1997/Heft 4, S. 490-492
63. Irmgard Bontinck/Alfred Smudits (Hrsg.): Elektronische Kultur zwischen Politik und Macht. Kulturindustrie und Medienpolitik in Österreich. In: ebd., S. 492f.
64. Stefan Marschall: Öffentlichkeit und Volksvertretung. Theorie und Praxis der Public Relations von Parlamenten. In: „Publizistik“, 44. Jg. 1999/Heft 3, S. 361-363
65. Christian Huber: Das Journalismus-Netzwerk. Wie mediale Infrastrukturen journalistische Qualität beeinflussen. In: „Rundfunk und Fernsehen“, 47. Jg. 1999, S. 582f.
66. Hans Ulrich Kempfski: Um die Macht. Sternstunden und sonstige Abenteuer mit den Bonner Bundeskanzlern 1949-1999; Herbert Riehl-Heyse: Ach du mein Vaterland. Gemischte Erinnerungen an 50 Jahre Bundesrepublik. In: „Der Standard“, Nr. 3192 vom 19.-20. Juni 1999, Album S. 9
67. Heinz Bonfadelli/Werner A. Meier/Michael Schanne: Öffentlicher Rundfunk und Kultur. Die SRG zwischen gesellschaftlichem Auftrag und wirtschaftlichem Kalkül. Ulrich Saxer/Ursula Ganz-Blättler: Fernsehen DRS: Werden und Wandel einer Institution. Ein Beitrag zur Medienhistoriographie als Institutionengeschichte. Andreas Wuerth: Die SRG und ihr Integrationsauftrag. Wandel – Gründe – Konsequenzen. In: „Publizistik“, 45. Jg. 2000/Heft 1, S. 106-109

68. Armin Thurnher: Das Trauma, ein Leben. Österreichische Einzelheiten. In: „Message“, 2. Jg. 2000/Nr. 2, S. 122f.
69. Markus Behmer: Von der Schwierigkeit gegen Illusionen zu kämpfen. Der Publizist Leopold Schwarzschild – Leben und Werk vom Kaiserreich bis zur Flucht aus Europa; Reiner Bürger: Theodor Heuss als Journalist. Beobachter und Interpret von vier Epochen Deutscher Geschichte; Kurt Koszyk: Publizistik und politisches Engagement. Lebensbilder publizistischer Persönlichkeiten. Herausgegeben und eingeleitet von Walter Hömberg, Arnulf Kutsch und Horst Pöttker. In: „Publizistik“, 45. Jg. 2000/Heft 3, S. 394-400
70. Andreas Beierwaltes: Demokratie und Medien. Der Begriff der Öffentlichkeit und seine Bedeutung für die Demokratie in Europa. In: „Publizistik“, 45. Jg. 2000/Heft 4, S. 514-516
71. Nicole Gysin: Der direkte Draht zur Welt? Eine Untersuchung der Auslandskorrespondentinnen und -korrespondenten Deutschschweizer Printmedien. In: „Publizistik“, 46. Jg. 2001/Heft 2, S. 226f.
72. Rolf-Bernhard Essig: Der Offene Brief. Geschichte und Funktion einer publizistischen Form von Isokrates bis Günter Grass. In: „Publizistik“, 46. Jg. 2001/Heft 4, S. 466
73. Bestenliste: Über die Aktualität hinaus. In: „Message“, 4. Jg. 2002/Nr. 1, S. 112f. (zus. mit Hannes Haas)
74. Top Ten: „Packende Zeitdokumente“. In: „Message“, 4. Jg. 2002/Nr. 2, S. 108f. (zus. mit Hannes Haas)
75. Otfried Jarren/Gerd G. Kopper/Gabriele Toepser-Ziegert (Hrsg.): Zeitung – Medium mit Vergangenheit und Zukunft. Eine Bestandsaufnahme. Festschrift aus Anlass des 60. Geburtstages von Hans Bohrmann. In: „Publizistik“, 47. Jg. 2002/Heft 2, S. 239f.
76. Message-Bestenliste: Top-Ten-Buchjournalismus. In: „Message“, 4. Jg. 2002/Nr. 3, S. 94f. (zus. mit Hannes Haas) [seither regelmäßig in jeder Ausgabe der Zeitschrift „Message“]
77. Bob Woodward: Bush at War. Amerika im Krieg. In: „Message“, 5. Jg. 2003/Nr. 2, S. 92f.
78. Hans Wagner: Journalismus mit beschränkter Haftung? Gesammelte Beiträge zur Journalismus- und Medienkritik. In: „Message“, 5. Jg. 2003/Nr. 2, S. 96f.
79. Uwe Pörksen: Die politische Zunge. Eine kurze Kritik der öffentlichen Rede. In: „Publizistik“, 48. Jg. 2003/Heft 2, S. 231f.
80. Heinz Lunzer/Victoria Lunzer-Talos: Peter Altenberg. Extracte des Lebens. Einem Schriftsteller auf der Spur. In: „Medien & Zeit“, 19. Jg. 2004/Heft 1, S. 46-48
81. Werner Früh/Hans-Jörg Stiehler (Hrsg.): Theorie der Unterhaltung. Ein interdisziplinärer Diskurs. In: „Medien & Zeit“, 19. Jg. 2004/Heft 3, S. 71-73
82. Joachim Riedl (Hrsg.): Wien, Stadt der Juden. Die Welt der Tante Jolesch. In: „Medien & Zeit“, 20. Jg. 2005/Heft 1, S. 51-53
83. Stephan Buchloh: Pervers, jugendgefährdend, staatsfeindlich. Zensur in der Ära Adenauer als Spiegel des gesellschaftlichen Klimas. In: „Medien & Zeit“, 20. Jg. 2005/Heft 4, S. 65-67
84. Heike B. Görtemaker: Ein deutsches Leben. Die Geschichte der Margret Boveri 1900-1975. In: „Publizistik“, 50. Jg. 2005/Heft 4, S. 494f.
85. Evelyn Engesser: Journalismus in Fiktion und Wirklichkeit. Ein Vergleich des Journalistenbildes in literarischen Bestsellern mit Befunden der empirischen Kommunikatorforschung. In: „Medien & Zeit“, 21. Jg. 2006/Heft 2, S. 38-40

WALTER HÖMBERG

Rezensionen

NIKOLA ORNIG: *Die Zweite Generation und der Islam in Österreich. Eine Analyse von Chancen und Grenzen des Pluralismus von Religionen und Ethnien*. Graz: Grazer Universitätsverlag 2006, 422 Seiten.

Der Diskurs über Integration und Desintegration von jugendlichen MigrantInnen wird nicht zuletzt in der politischen Debatte von großer Ratlosigkeit bestimmt. Dies wird überdeutlich, wenn man an die Unruhen der französischen muslimischen Jugendlichen in den Banlieues in Paris 2005 oder auch an die „home grown terrorists“ in London denkt. Denn es gibt keinen „Integrationsmaßstab“: all diese Jugendlichen beherrschen die Sprache des Landes, in dem sie aufwuchsen, besitzen die Staatsbürgerschaften und schienen „äußerlich“ integriert. Was also können Gradmesser der Integration sein? Und welche Rolle spielen dabei auch religiöse Zugehörigkeiten? Einen Blick hinter das Phänomen „Migranten der zweiten Generation und Islam in der österreichischen Gesellschaft“ unternimmt Nikola Ornic in ihrer Dissertation. Sie untermauert ihre Überlegungen mit einer profunden Auseinandersetzung mit der Literatur einerseits und mit der Durchführung einer empirischen Untersuchung andererseits. Inhaltlich parallel zu dieser Arbeit erschien eine Studie von Hilde Weiss – Hilde Weiss (Hrsg.): *Leben in zwei Welten. Zur sozialen Integration ausländischer Jugendlicher der zweiten Generation*. Wiesbaden 2007 – in der die Möglichkeiten, Probleme und Grenzen der „Wege zur Integration“ ausgelotet wurden. In diesem Fall wurde ein quantitatives Untersuchungsdesign gewählt, um die Einstellungen von Jugendlichen zweiter Generation in Österreich zu erheben. Weiss beschreibt darin die Schwierigkeiten, die zweite Generation mit Migrationshintergrund prinzipiell statistisch zu erfassen (in Österreich gibt es keine amtlichen Statistiken über die Gruppe der MigrantInnen zweiter oder auch dritter Generation). Auf dieses Problem macht auch Ornic aufmerksam, die in ihrer qualitativen Untersuchung ihre InterviewpartnerInnen nach dem so genannten Schneeballprinzip, d.h. über den erweiterten Bekanntenkreis, Vereine und per E-Mail ausgewählt hat. Die Autorin hat 33 Interviews mit „jungen Erwachsenen“ im Alter zwischen 18 und 30 Jahren geführt (vgl. S. 189). Geachtet wurde auf eine gleichmäßige Verteilung von Frauen und Männern in der Stichprobe (wobei schlussendlich mehr Frauen – deren Anteil betrug zwei Drittel – bereit waren, an den Inter-

views teilzunehmen) und darauf, dass unterschiedliche ethnische Hintergründe berücksichtigt wurden. Auch der Bezug zur Religion und Religionsausübung (praktizierende und nicht-praktizierende Muslime) und die Herkunftskultur der Eltern wurden einbezogen. Die Autorin orientiert sich im weiteren Forschungsverlauf an dem Modell des „theoretical sampling“ (Bernard Glaser/Anselm Strauss), in dem sich die Auswahl der Personen daran orientiert, inwieweit sie neue Erkenntnisse für das gewählte Forschungsfeld erbringen können. Für Ornic bedeutet dies, dass es trotz des heterogenen Feldes möglich ist, „viele unterschiedliche Fälle abzubilden (etwa hinsichtlich der Herkunft der Familien der Befragten, die sich über zehn Nationen erstreckt, oder in Hinblick auf das sozioökonomische Niveau, das von gut situierten Akademikerfamilien bis zu mittellosen Flüchtlingsfamilien reicht)“ (S. 190). Zusätzlich zu den Interviews führte Ornic Gespräche mit ExpertInnen, um ihr wissenschaftliches Vorhaben auf eine breite Ebene zu stellen. Die Autorin beschäftigt sich zunächst sehr fundiert mit dem „Generationen“-Begriff und den daraus ableitbaren Möglichkeiten, diese mehr als heterogene Gruppe der MigrantInnen zweiter (und auch dritter) Generation wissenschaftlich fassbar zu machen. Im Anschluss daran liefert Ornic eine sehr gute theoretische Einbettung um die zentralen Begriffe „Identität“ und „Alterität“ und geht schließlich der Frage nach, wie sich ethnische Identitäten im Laufe der Zeit, d.h. auch im Laufe von Generationen, verändern können und welche Auswirkungen dieser Prozess auf die Einstellung der zweiten Generation zum Islam hat. Die Autorin schätzt – ausgehend von den Angaben zum islamischen Religionsbekenntnis und von in Österreich geborenen MigrantInnen –, „dass die Zweite – und Dritte – Generation aus mehrheitlich muslimischen Ländern bereits weit mehr als 100.000 Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene in Österreich umfassen dürfte“ (S. 23). Ornic geht es in ihrer Studie explizit nicht darum, „eine religionssoziologische Messung der Stärke von Religiosität“ (S. 28) vorzunehmen, sondern darum, welchen Stellenwert Religion – konkret der Islam – im Alltag der Menschen hat und wie unterschiedlich einzelne Menschen mit ihrer religiösen Zugehörigkeit verfahren. Die „Verortung des Glaubens in der Privatsphäre“ (S. 30) ist ein Charakteristikum der europäischen Gesellschaft, wo der Einzelne sich nicht mehr einer Institution (Stichwort: „believing without belonging“) verpflichtet sieht, sondern

Religion kritisch und emanzipiert von den institutionalisierten religiösen Kollektiven ausgeübt wird. Umso spannender und relevanter ist die Frage, wie MigrantInnen mit dieser Situation umgehen und wie junge Menschen zweiter Generation ihre Suche nach Identität und Integration gestalten. Es werden sehr viele Fragen aufgeworfen, die einerseits eine inhaltliche Kohärenz aufweisen und sich andererseits formal und inhaltlich nicht getrennt behandeln lassen: so ist etwa der Komplex der Identität oder der Diffusion dieser – in Bezug auf die zweite Generation – untrennbar mit der Frage nach den Werten und damit auch nach den religiösen Einstellungen verbunden. Um es gleich vorweg zu nehmen: Ornigs Arbeit ist nicht nur eine wissenschaftlich gut dargelegte Studie, sondern darüber hinaus in den Abschnitten, in denen die einzelnen Interviewpassagen zu den theoretischen Überlegungen in Bezug gesetzt werden, spannend zu lesen wie eine journalistische Hintergrundgeschichte. Man weiß es im Prinzip ja: dass es für junge Erwachsene mit Migrationshintergrund mitunter schwierig ist, sich in der Mehrheitsgesellschaft zu integrieren. Dass diese Gruppe auch zum Objekt der Berichterstattung und des politischen Kalküls wird, wenn es um Fragen der Sprachbeherrschung, um die Einstellung der Eltern zum Aufnahmeland oder um ihre prekäre Situation auf dem Arbeitsmarkt geht. Aber zu ahnen, vielleicht auch zu wissen ist eine Sache, eine profunde Analyse der Situation zu erhalten, eine andere. Und genau das liefert die Arbeit von Ornig: Es ist nicht eine Studie *über*, sondern eine Analyse *der* Situation von Menschen, die hin- und her gerissen zwischen dem Verständnis der Elterngeneration (der Herkunftskultur) und der Aufnahmegesellschaft, ihre Position in der Gesellschaft finden müssen. Wobei die befragten Frauen einem viel stärkeren Druck ausgesetzt sind als die Männer. Dies zeigt sich übrigens auch in der Studie von Hilde Weiss: In Bezug auf die Wahrung kultureller Traditionen werden Mädchen und junge Frauen benachteiligt. „In der Frage der PartnerInnenwahl zeigen sich dann auch starke Geschlechterdifferenzen: Den Mädchen und jungen Frauen wird weit weniger Autonomie zugestanden als den Burschen“ (Weiss S. 141). Und es ist notwendig, dass in Bezug auf Migration und Islam auf die zahlreichen Unterschiede aufmerksam gemacht wird, denn: „Es existiert weder im arabischen Raum noch in der Diaspora eine kulturelle oder ethnische islamische Einheit“ (S. 60). In der Auseinandersetzung mit dem Islam werden allerdings sehr oft keine Differenzierungen vorgenommen. Diese auf einfache Erklärungen reduzierte Sichtweise kann einerseits zu Intoleranz führen, andererseits – auf der Seite

der Betroffenen – ein Gefühl des Nicht-Verstanden-Werdens erzeugen. Höchst erhellend in diesem Kontext ist der Überblick über den „Islam im Westen“ bzw. den „Islam in Österreich“, mit erläuternden Hinweisen auf die rechtliche Anerkennung des Islam als Religionsgemeinschaft. Die jungen Menschen – befragt mittels Leitfadengesprächen nach Andreas Witzel – erzählen sehr offen, wie sie mit dem Islam umgehen und welchen Stellenwert die Religion in ihrem Leben hat. Dabei lässt sich ein sehr differenziertes Bild erkennen: es gibt MigrantInnen, die sich bewusst von der Herkunftskultur ihrer Eltern unterscheiden möchten, die sich Wissen über den Islam aneignen, um besser gegenüber den Eltern argumentieren zu können – „Religion als Selbstschutz“ (vgl. S. 219) – und es gibt MigrantInnen, die genauso wie alle anderen Jugendlichen vor der prinzipiellen Frage stehen, ob es Gott überhaupt gibt. Bei den befragten Frauen korreliert das Kopftuchtragen mit den religiösen Praktiken und die gebildeten Frauen beschäftigen sich intellektuell mit dem Islam – hier besteht eine Tendenz zur Hochislamisierung (vgl. S. 269). Eingebettet ist die Sinnsuche der Jugendlichen mit Migrationshintergrund in der Ambivalenz des Generationskonfliktes einerseits und in den Wunsch, die Religion der Eltern – und damit auch die Tradition – weiterzuführen und zu pflegen andererseits. Und: „Es besteht bei allen Befragten eine selektive Ethnizität, denn durch die Migrationssituation können nur Teile der in den Herkunftsländern üblichen Lebensweisen in den österreichisch-ethnisch geprägten Kontext übernommen werden, die sich dann meist – was die Praktiken betrifft – auf den Familienkreis oder die jeweilige ethnische Gemeinschaft beschränken“ (S. 281). Viele greifen auch auf „Bricolage“ zurück, das heißt, dass unterschiedliche Weltanschauungen kombiniert und an die individuelle Situation in Bezug auf Religionsausübung adaptiert werden. Die jungen muslimischen Erwachsenen bewegen sich – dies zeigt die Studie ganz deutlich – in verschiedenen Welten, einerseits geprägt durch die Sozialisation (und auch emotionale Wärme im Elternhaus) und andererseits durch das Aufwachsen in einer westlichen Gesellschaft, in der vielleicht gerade sie – zwischen den Welten stehend – die fundamentale Ambivalenz der Gesellschaft zwischen Toleranz und Anpassung am besten durchschauen. Ein wichtiges Buch, das sehr facettenreich die Situation der zweiten Generation mit Migrationshintergrund darlegt.

Petra Herczeg

MARIAN ADOLF: *Die unverstandene Kultur. Perspektiven einer Kritischen Theorie der Mediengesellschaft.* (= Cultural Studies, hgg. von Rainer Winter, Bd. 19). Bielefeld: transcript Verlag 2006, 286 Seiten.

Quo vadis? – Die Kommunikationswissenschaft befindet sich derzeit an einem Punkt ihrer noch jungen disziplinären Geschichte, in welcher die Frage nach der weiteren Entwicklung des Selbstverständnisses des Faches zunehmend nach Antworten heischt. Es bricht sich ein Verlangen Bahn, tradierte Selbstbilder der Disziplin zu überwinden, überkommene Schranken zu überdenken – und zu neuen Ufern des Wissens vorzustoßen. Wie so häufig offenbart sich diese Sehnsucht nach neuen Fragen und neuen Methoden vor allem bei einer nachrückenden Generation junger Wissenschaftler. Marian Adolf ist einer von ihnen. Mit seiner am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien verfassten Dissertationsschrift hat er seine Forderung nach einem neuem Denken in der Disziplin in eine klassische akademische Form gegossen. Adolf hat sich den großen Fragen nach dem ‚Wohin?‘ und dem ‚Wie weiter?‘ gestellt, und es ist ihm gelungen, in einem aufregenden Ritt durch die kommunikations- und kulturwissenschaftliche Theorienlandschaft Hinweise auf gangbare Wege einer kritisch-kulturalistischen Kommunikationswissenschaft zu skizzieren. Topographie der Theorien. Ohne jemals den Blick auf den silbernen Streifen am Horizont zu verlieren, stets auf die neue Verortung der Kommunikationswissenschaft fokussierend, gelingt es Adolf mit Bravour, den Leser ebenso gekonnt wie versiert durch das Dickicht einschlägiger Theoriegebäude zu lotsen. Er plädiert dafür, den Begriff der ‚Kultur‘ und die mit ihm verbundenen wissenschaftlichen Theorien, Fragen und Methoden zielgerichtet in die Kommunikationswissenschaft zu importieren und zu integrieren. Das Begriffspaar ‚Kultur‘ und ‚Kommunikation‘ avanciere zum Kern der anzustrebenden, theoretisch fundierten disziplinären Matrix. ‚Kultur‘ dürfe in diesem Zusammenhang freilich nicht kurzerhand mit ‚Kommunikation‘ gleichgesetzt oder aber bloß als ein illustrierender Teilbereich des Faches hinzuaddiert werden, so Adolf mit Recht. ‚Kultur‘ sei vielmehr im Idealfalle mit den gewachsenen Entwicklungslinien einer Kommunikationswissenschaft als Sozialwissenschaft harmonisch zu amalgamieren.

Die Studie stellt sich sodann der außerordentlichen intellektuellen Herausforderung, Möglichkeiten einer solchen Verzahnung, einer solchen Verschmelzung theoretisch zu modellieren. Adolf

diskutiert Chancen und Potentiale einer Jumelage von ‚Kultur‘ und ‚Kommunikation‘, die zu einem qualitativ neuen Verständnis medialer Wirklichkeit und medialer Wirkungen beizutragen vermöge. Denn die hier favorisierte Kulturanalyse „fokussiert auf eine Beschäftigung mit Bedeutungen, Symbolen und Lebensweisen unter Rücksicht auf die wesentliche Kontextualisierung dieses Systems im Rahmen einer spezifischen Gesellschaftsstruktur und der ihr eigenen Machtmechanismen. Die Zielkoordinate dieses ganzheitlichen Ansatzes ist dann die gesellschaftliche Wirklichkeit, ihr Funktionieren, ihre Effektivität (im Sinne von entstandenen Wirklichkeiten und Beziehungen) und ihre Sinnstrukturen und -provinzen als Substanz auffindbarer Vernetzungen.“ (S. 39f.) Um dieses Ziel zu erreichen, so der Imperativ des Buchautors, sei die Verknüpfung zweier Denkschulen und Forschungstraditionen von Nöten.

Im ersten Teil der Buches widmet sich der Autor daher der kursorischen Präsentation der Ideengeschichte jener beiden Stränge, die er im zweiten Teil zu einer Synthese verflechten möchte: Der materialistischen Traditionslinie mit dem Kristallisationsort der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule einerseits und der kulturalistischen Linie mit dem Kristallisationszentrum der britischen Cultural Studies andererseits. Die kritisch-kulturalistische Kommunikationswissenschaft in statu nascendi sollte den Thesen des Buches zufolge unter ‚Kommunikation‘ nicht mehr nur die Probleme eines Transportes von Informationen oder die bloße Vermittlung von Bedeutungen verstehen. Vielmehr beobachtet sie Kommunikation als die entscheidende kulturelle Aktivität *und* infolgedessen auch als die soziale Produktivkraft moderner Gesellschaften schlechthin. ‚Kommunikation‘ wird als das zentrale Paradigma der Moderne aufgefasst. Damit ist die Kommunikationswissenschaft mit den grundlegenden Konstituenten sozialen Wandels befasst, deren Interaktionen und Interpellationen sie aufzuklären vermag. Indem sie die „kommunikative“ Produktivkraft moderner Gesellschaften unter kulturellen Auspizien analysiert und unter politischen, ökonomischen und sozialen Perspektiven kontextualisiert, vermag sie zur Leitwissenschaft der kritischen Reflexion der Moderne zu avancieren. „Die Analyse der Massenkommunikation entlang der historischen Entwicklungslinien von Medien- und Gesellschaftsgeschichte hilft zu analysieren, wie ökonomische und technologische Entwicklungen mit organisations- und interessebedingten Veränderungen interagieren.“ „So errettet man den Produktionsbegriff aus seiner Beschränkung auf das Ökonomische“, resü-

miert der Autor begeistert. Und weiter: „Solcherart konzipiert bleibt auch eine Kommunikationswissenschaft, die einen umfassenden Kulturbegriff integriert, trotzdem Sozialwissenschaft.“ (S. 97)

Medialität der Macht. Bereits seit über einem Jahrzehnt wird das Konzept der Medienkultur verhandelt – auf der Grundlage dieses Verständnisses gelte es, so Marian Adolf, Machtverhältnisse in ihren unterschiedlichen Aggregatzuständen aufzudecken. Die Selbstbilder von Individuen und die Selbstbilder von Gemeinschaften und Gruppen werden in Mediengesellschaften wesentlich medial vermittelt. Welche Angebote und Artefakte als sinnstiftend angeboten und akzeptiert werden, sei jedoch letztlich eine Frage der herrschenden Machtverhältnisse. Kulturelle Praxen seien ebenso wie materielle Lebensbedingungen nicht willkürlich miteinander verknüpft, sie alle formierten und transformierten Subjektpositionen entlang sozialer Muster. – Weswegen die Theorie der Artikulation die wohl wichtigste Theorie der Kultur darstelle. Eine kritisch-kulturalistische Medientheorie integriere nämlich einerseits die potentielle Freiheit im Akt der Rezeption – und die determinierende Kraft im Akt der Produktion. Insofern sei die Produktion von Bedeutungen ohne den Rekurs auf gesellschaftliche Machtverhältnisse nicht hinreichend erklär- und analysierbar. Mit Berechtigung verweist der Autor aber auch darauf, dass dieser Teil von „Produktion“ in diesem Zusammenhang allein nicht alles bedeuten könne: Die Aneignungsmodi der Bedeutungen, deren „Konsum“ „durch die Menschen“, gehöre theoretisch wie forschungspraktisch als integrierender Bestandteil zu diesem System. Freilich, die Diskussion um die Qualität der *activitas* eines „aktiven“ „Publikums“ bleibt bestehen. Ausgehend von der Trias ‚Medien‘ – ‚Macht‘ – ‚Identität‘ bleibe jedenfalls die Kernfrage der Identitätsbildung: „Wie wird Identität innerhalb von macht- und interessensdurchzogenen Diskursen vom Individuum kreiert? Die Annahme, dass der Rezeptionsprozess aktives Handeln auf Seiten der Individuen einschließt, ist zwar eine Absage an simple Vermittlungsmechanismen, bedeutet aber keineswegs eine unproblematische Interaktion zwischen einer (eindeutigen) Botschaft und einem (einheitlichen) Subjekt.“ (S. 217)

Quo vadis? Marian Adolf steckt ein großes Terrain ab, auf dem noch manches Problemfeld zu beackern sein wird. Eine intensivere Diskussion der Rolle visueller Zuschreibungsprozesse wäre aus der Sicht des Rezensenten freilich ebenso weiterführend gewesen wie eine ausführliche Problematisierung der Rolle einer erneuerten kommunikationshistorischen Forschung unter kritisch-kulturge-

schichtlicher Patronanz. Manches spricht durchaus dafür, dass die Kommunikationswissenschaft womöglich tatsächlich das Potential aufzubringen vermag, um eine solch ansprechende und anspruchsvolle Perspektive anzugehen – schließlich setzen sich unter ihrem disziplinären Dach seit Jahrzehnten zahlreiche wissenschaftliche Ansätze und Zugriffe auseinander und bewegen sich im besten Falle aufeinander zu. Die Patchwork-Identität der Kommunikationswissenschaft zeitigt Vor- und Nachteile. Unter den Auspizien des hier skizzierten Entwicklungspfadens könnten Soziologen, Psychologen, Ökonomen und Historiker jedoch konzentriert und konzentriert miteinander arbeiten. Gleichwohl ist zu bedenken, dass ein solches „ganzheitliches“ Modell einer Neuen Kommunikationswissenschaft die Bewältigung eines gewaltigen theoretischen Pensums und die Entwicklung eines nicht minder anspruchsvollen methodischen Programms von seinen Protagonisten einfordert. Marian Adolf ist einige Schritte auf diesem Weg gegangen. Er hat einen Grundriss entworfen, der dazu einlädt, ihn durch Aufrisse zu ergänzen und durch Abrisse zu ermöglichen.

Der Autor hat mit dieser Studie nicht nur in Grundzügen ein spannendes und nachvollziehbares Panorama einer kritisch und kulturalistisch inspirierten Kommunikationswissenschaft gezeichnet. Überdies erweist sich das Buch als eine probate Einführung in einschlägige Theorien kultur- und kommunikationswissenschaftlichen Denkens. Abschließend bleibt noch anzumerken, dass das Buch eine anspruchsvolle Gestaltung und Ästhetik für sich reklamiert. Allerdings hätte es durch ein sorgfältigeres Lektorat gewinnen können. Fehler im Satz und inhaltliche Redundanzen vermögen das insgesamt hervorragende Gesamtbild gleichwohl nicht zu trüben.

Rainer Gries

HANS-OTTO HÜGEL: *Lob des Mainstreams. Zu Begriff und Geschichte von Unterhaltung und Populärer Kultur*. Köln: Herbert von Halem 2007, 408 Seiten.

Der Titel dieses Kompendiums erscheint zunächst provokativ: Wie kann denn etwas so Gewöhnliches wie der *Mainstream* gelobt werden? Wird diesem doch zumeist Unauffälligkeit, Tradition und Konformismus nachgesagt, insbesondere in den Feldern seiner Herkunft, der Popkultur und -musik. Nun könnte man meinen, das vorliegende Lob stelle eine schlichte Drehung in der Perspekti-

ve auf Mainstream-Kultur dar, wie sie etwa der Medientheoretiker Norbert Bolz in seinen „Konformisten des Andersseins“ 1999 ausgiebig und trendforschend analysiert hat: Wollen alle anders sein, bilden diese Anderen den neuen Mainstream und heben sich dementsprechend nicht mehr von eben jenem ab. Ein Blick auf Trends und Moden nicht nur in der Popkultur zeigt, dass die Folge des vereinheitlichten Wunschs, anders zu sein, eben aber nicht bedeutet, dass man umgekehrt dann sich abhebt, wenn man konformistisch agiert, wie es uns etwa mancher Werbespot (z.B. zum Bausparen) suggeriert.

Hinter dem „Lob des Mainstreams“ des Hildesheimer Medienkulturwissenschaftlers Hans-Otto Hügel steckt erfreulicherweise wesentlich mehr als ein derartiges Gedankenspiel. Hügel hat hier 17 Beiträge aus den letzten 25 Jahren literatur- und medienkulturwissenschaftlicher Beobachtung von Populärer Kultur (bei Hügel stets groß geschrieben) versammelt, die zuvor in Fachzeitschriften, Sammelbänden oder sogar, in sechs Fällen, noch gar nicht erschienen sind. Zudem hat Hügel bei einigen der Aufsätze aktualisierende Überarbeitungen vorgenommen. Hügel legt also nach seinem wegweisenden „Handbuch Populäre Kultur“ von 2003 mit zahlreichen, namhaften Gastautoren nun einen eigenen, umfassenden Werkzeugkasten vor.

Das über 400 Seiten starke Buch gliedert sich neben dem Vorwort, der Bibliographie und einem hilfreichen Namens- und Titelregister in drei große Blöcke: fünf Beiträge beschäftigen sich im Abschnitt „Theorie“ mit den Grundlagen der Erforschung Populärer Kultur und Unterhaltung, wie Hügel sie versteht. Das zweite Kapitel, „Figuren und Genres“ konkretisiert diese abstrakteren Überlegungen an Stars, Abenteurern, Diven, Karl May und James Bond. Kapitel 3 widmet sich den „Sparten und Erzählweisen“ im Rahmen von Analysen von Romanheften, Graffiti (mit einer konsequenten, farbigen Wort-Bild-Montage), Unterhaltungsromanen, TV-Shows, Musik(video)clips, Popmusik und Ausstellungsräumen als populären Orten. Obwohl die Aufsätze aus mehr als zwei Dekaden kompiliert wurden und deswegen sicherlich auch die eine oder andere Passage (z.B. zum Begriff der Unterhaltung und der Kopplung an Ausführungen von Günther Anders) mehrfach abgedruckt erscheint, so funktioniert diese Zusammenstellung doch wie eine Art ansystematisierte Reise durch Hügels Welten von Popbeobachtung, beginnend mit Robbie Williams und vorläufig endend mit dem populären Charakter von Ausstellungen.

Bereits hier deutet sich Hügels wichtigstes Anlie-

gen an, welches sich wie ein roter Faden durch nahezu alle Beiträge und die vorwörtliche Einleitung spinnt: Die Etablierung der Analyse von Populärer Kultur, und zwar nicht nur ihrer Produktion und Rezeption, sondern insbesondere ihrer Ästhetik. Diese stellt er derjenigen der Kunst immer wieder gegenüber und verbindet sie, ohne in die anscheinend von Hügel gern gemiedenen postmodernen Auflösungen zu gelangen, also etwa Pop und Kunst völlig ineinander zu schieben. Letztlich, das führt Hügel in dem ersten großen theoretischen Kapitel intensiv aus, bedeutet Populäre Kultur immer eine zweideutige Angelegenheit, lässt spielerisch eben Spielraum, während Kunst oder Hohe Kultur eine festgelegtere Lesart vorgeben, die man entweder begreift oder nicht. Und dieses Begreifen bedeutet voraussetzungsvolle Auseinandersetzung, während man beim Rezipieren Populärer Kultur gewissermaßen ein- und aussteigen kann wie in die touristischen Rundfahrten per Bus durch Barcelona oder Berlin. Damit entlastet Hügel die Populäre Kultur von negativen Bewertungen, glorifiziert sie gleichzeitig aber keineswegs, wie dieses oft von Vertretern der anglo-amerikanischen Cultural Studies (z.B. der hier immer wieder für seine einseitige Rezipientenanalyse gescholtene John Fiske) betrieben wurde: „Mainstream‘ und ‚Pop‘ bleiben – begrifflich streng genommen, wie an dieser Stelle – auch für die Theoretiker, die die Durchmischung der beiden Bereiche konstatiert und analysiert haben, Gegensätze.“ (S. 7) Diese gilt es aber, unverkrampft und entelitisiert, eben egalitär zu beobachten. Hügel wirft zu Beginn seines Kompendiums Poptheoretikern wie Diedrich Diederichsen oder Journalisten wie Dirk Peitz eine überzogene Parteinahme gegen den Mainstream vor und plädiert dafür, das durchaus unterhaltende und selbst reflektierende Moment in Formaten Populärer Kultur zu suchen. Er übersieht allerdings, dass gerade Diederichsen erst jüngst, nach Jahrzehnten der Popbeobachtung und Integration wissenschaftlicher Gedanken (Cultural Studies, französische Postmoderne-Philosophie) in den Popmusikjournalismus, zu einer Art Adorno zweiter Kategorie generierte und die emanzipativen Momente in der Popmusik vermisst, die er allerdings all die Jahre davor gesucht und immer wieder gefunden hat. Überhaupt fehlen in Hügels Überlegungen ‚jüngere‘ Theoretiker und Journalisten (Diederichsen ist auch bereits 50 Jahre alt geworden), die nah am Untersuchungsgegenstand entlang arbeiten wie Jochen Bonz, Mercedes Bunz, Mark Terkessidis, Ralf Hinz, Olaf Sanders, Marcus Kleiner, Martin Büsser, Roger Behrens oder Thomas Hecken. Mit

diesen hätte Hügel schnell zu dem Ergebnis kommen können, dass es mittlerweile in der Bewertung Populärer Kultur eben auch wieder *high* und *low* gibt, die Ausdifferenzierung medienkultureller Felder schreitet voran. Wenn man dies berücksichtigt, könnte man also mit Hügel dafür plädieren, auch den Mainstream des Mainstreams als Wissenschaftler möglichst wertfrei zu beobachten, insofern ist ihm absolut zuzustimmen. Dennoch sollte auch eine popinterne Kritik von Pop zukünftig möglich sein. Zu dieser liefert Hügel leider (noch) keine Anhaltspunkte, obwohl er auf die Bewertung nach der Analyse an einigen Stellen verweist: „Genau dies wird in der vorliegenden Aufsatzsammlung unternommen. Argumentativ die Grenzen des ästhetisch und politisch Tragbaren festzustellen, heißt beim Populären angesichts der Forschungslage sich seinem Ästhetischen überhaupt erst einmal zu stellen und seine Strukturen und Qualitäten zu bestimmen, bevor man sie als minderwertig, trivial, kitschig oder eben ‚Mainstream‘ beiseite wischt, um sich vorgeblich Wertvolleren zu widmen [...]“ (S. 9-10) Noch einmal: Hügel hat damit Recht, doch gilt seine Schelte dem Falschen. Räumt man dieses Missverständnis aus dem Weg und berücksichtigt man die vielfältigen Bemühungen von Denkern wie Diederichsen, Popkultur und -musik wissenschaftlich und philosophisch zu stützen und zu etablieren, ein Verstehen von Pop als komplexem Gefüge einzuführen, lässt es sich leichter in Hügel's teilweise erhellende Analysen einlesen.

Ein zweites inhaltliches Problem erscheint als ein ebenso schnell aufzuklärender Irrtum, welcher sich eventuell auch bereits zeitlich gelöst hat, welcher in den vorliegenden Beiträgen jedoch an diversen Stellen auftaucht: Hügel moniert die im Falle Fiskes schon genannte, analytische Einseitigkeit der Cultural Studies auf die Perspektive der Rezeption und fordert, sehr anschaulich am Beispiel von Musikclipanalysen illustriert, die Berücksichtigung verschiedener Ebenen: Lyrics als Text, Musik als Text, Clip als Text. Genau diese Textualisierung und Kontextualisierung, die im Übrigen bei Hügel etwas zu kurz zu kommen scheint, aber fordern und praktizieren Vertreter der Cultural Studies wie Douglas Kellner oder Ien Ang seit Jahren. Die Konzentration auf den Rezipienten kann ja eben auch bedeuten, dass dessen Lesarten von genau allen diesen (Kon-)Texten beeinflusst sind. En passant äußert Hügel an diesen Stellen zudem eine Geringschätzung von konstruktivistischen Überlegungen. So bemängelt er in seinen Beiträgen zu Stars und zu Musikclips, dass Konstrukte einerseits beliebig

seien und sozialwirksame Reaktionen nicht zuließen, erläutert aber andererseits nicht seinen Konstrukt-Begriff. In gängigen Definitionen der Cultural Studies und des sozio-kulturellen Konstruktivismus bedeutet dies eine Wahrnehmungsweise, die kognitiv autonom und gleichzeitig sozial orientiert abläuft und damit weder vollkommene Determination (Kritische Theorie) noch offene Beliebigkeit (Relativismus) meint. Entkräftet man auch diese Kritik Hügel's und beendet somit einen gewissen theoretischen Schluckauf, der hier gar nicht nötig erscheint, so lassen sich mit Hügel absolut erkenntnisreiche Überlegungen zu einer Theorie der Unterhaltung jenseits purer Medienpsychologie anstellen, die es ermöglichen, das Forschungsfeld Populärer Kultur zu skizzieren und insbesondere mit dem der Kunst (Verkunstung von Pop versus Popularisierung von Kunst, hierzu ist der abschließende Beitrag zum Ausstellungsraum als populärem Ort absolut lesenswert) zu verbinden. Um es mit Hügel selbst zu sagen: „[P]acken wir's an!“ (S. 367) „Denn gerade im Mit-, Neben- und Gegeninander von Populärem und der Kunst liegt der Reichtum unserer Kultur begründet.“ (S. 109)

Christoph Jacke

CLEMENS ZIMMERMANN / MANFRED SCHMELING (HRSG.): *Die Zeitschrift – Medium der Moderne. La presse magazine – un média de l'époque moderne. Deutschland und Frankreich im Vergleich. Etude comparative France-Allemagne*. Bielefeld: transcript Verlag 2006, 288 Seiten. (= Frankreich-Forum. Jahrbuch des Frankreichzentrums des Saarlandes 6)

Mit dieser Ausgabe des Jahrbuchs „Frankreich Forum“ setzt das Frankreichzentrum der Universität des Saarlandes die Reihe seiner interdisziplinär und interkulturell ausgerichteten Diskussionsforen über aktuelle deutsch-französische Themen fort. Die Frage nach der Rolle der Medien im deutsch-französischen Verhältnis stand bereits 2004 im Zentrum einer der Sommeruniversitäten, die das Frankreichzentrum seit mehreren Jahren in Kooperation mit dem Centre Culturel Franco-Allemand von Nantes durchführt. Ihr schloss sich im November desselben Jahres die in diesem Band dokumentierte öffentliche Fachtagung zum Thema „Die Zeitschrift – Medium der Moderne“ an. Zu Recht betonen die Herausgeber im Vorwort, dass die „Mediengeschichte der Publikumszeitschriften am deutschen

und französischen Beispiel“ weitgehend ungeschrieben ist. Dieses Manko wiegt schon deshalb so schwer, weil „politische, informierende, unterhaltende, charakteristisch publikumsnahe Zeitschriften quantitativ und qualitativ die Medienlandschaft des 20. Jahrhunderts“ entscheidend geprägt haben.“ (S. 10) Dieser Befund gilt allerdings nicht nur für eine vergleichende Perspektive, wie sie die sieben Autorinnen und Autoren dieses Bandes vorgenommen haben. Denn der fachwissenschaftliche Diskurs über die Thematik „Zeitschrift“ ist „heute in der Kommunikationswissenschaft nicht der lebhafteste“, wie Andreas Vogel und Christina Holtz-Bacha im Vorwort zum Sonderheft 3 („Zeitschriften und Zeitschriftenforschung“) der „Publizistik“ (2002) unterstreichen.

Die Beiträge des vorliegenden Bandes untersuchen, fast durchweg im konkreten Vergleich, presseökonomische Zusammenhänge und die Abfolge genereller Entwicklungsphasen sowie die Genese eigentümlicher Sparten und Produkte. Darüber hinaus wenden sie sich visuellen Vermittlungsformen, der Entwicklung und Bedeutung des Zeitschriftenlayouts sowie den inhaltlichen Elementen und kulturellen wie interkulturellen Folgen der Zeitschriften zu. Da sich eine derartige Zeitschriftenanalyse auch auf die „Sprache“ einlässt, löst sie einengende nationale und fachliche Grenzen auf. Als methodisch herausfordernder Aspekt ragen die Visualität aus den übrigen Erkenntnisobjekten heraus. Stelle sich das Selbstverständnis von Zeitschriftenakteuren ebenso wie kulturelle Inhalte im Vergleich zwischen deutschen und französischen Zeitschriften oftmals gegensätzlich dar, so zeigen sich in ökonomischer Hinsicht wie auch im Hinblick auf die Entwicklung wesentlicher Genres eher Konvergenzen. Als Fazit heben die Herausgeber hervor, es gelte diese Komparatistik künftig weiter zu entwickeln, etwa in Richtung der Frage nach Rückwirkungen von Globalisierungstendenzen in beiden untersuchten Ländern. (S. 11) Ein ambitioniertes Unterfangen, das in theoretischer wie methodischer Hinsicht mannigfache Herausforderungen in sich birgt.

Den Sammelband eröffnet Clemens Zimmermann, Professor am Historischen Institut der Universität des Saarlandes für Kultur- und Mediengeschichte, mit einer an Daten reichen, zusammenschauenden Darstellung von Entwicklungen der Zeitschrift als Medium der Moderne, ausgehend vom Verhältnis Zeitschrift und Interessen der Leserschaft seit dem 18. Jahrhundert. Bezogen auf das 20. Jahrhundert erhellt seine Aussage, dass der Markt der Publikumszeitschriften im Vergleich zu Zeitungen und Buchverlagen ein besonders hohes Innovationstempo zeigt. Für die Entstehung der modernen Publi-

kumszeitschrift um 1900 macht er drei Innovationen verantwortlich, wobei in der vorgenommenen Formulierung zumindest missverständlich erscheint, dass neben dem neuen visuellen Erscheinungsbild die Entwicklung von Reportageformen als wichtigste gilt. Grundelemente der Sozialreportage lassen sich nämlich bereits in den „Skizzen“ von Georg Weerth (1822-1856) erkennen. Dass die an zweiter und dritter Stelle genannten Innovationen (klareres und kreativeres Design sowie der Abdruck von Fotografien) nicht nur in formaler Hinsicht, sondern vor allem in deren gestalterischen Wirkungspotenzialen und -resultaten abgehandelt werden, besticht. Ebenso die Strukturierung des Beitrags in zwei Modernisierungsphasen, deren zweite erst Mitte der 70 Jahre mit ausgeprägter Expansion von Titeln, Auflagen und daraus folgenden Differenzierungstendenzen einsetzte und bis in die Mitte der 90er Jahre reichte. Mit einem sehr beachtenswerten Überblick über die Debatte um die Publikumszeitschrift, beginnend mit Siegfried Kracauer, schließt Zimmermann den Beitrag. Kritisch angemerkt sei, was andere Leser vielleicht nicht befremdet, dass der Zeitraum von der Machtergreifung der NSDAP bis zum Beginn des 2. Weltkriegs als „Friedensjahre des Nationalsozialismus“ (S. 27) bezeichnet wird. Verniedlicht erscheint damit doch die massive militärische Aufrüstung mitsamt diversen Vorbereitungen für den geplanten Landraub und dem Willen zur totalen Unterjochung weiter Landstriche im Osten.

Der zweite Beitrag („La caractéristiques et les spécificités de la presse magazine en France“) stammt von Rémy Rieffel, Professor an der Universitäts-Paris II (Institut Français de Presse). Er erhellt zunächst die historischen Gründe, weshalb es in Frankreich die weltweit meisten Zeitschriftenkonsumentinnen und -konsumenten gibt. Diesem Phänomen steht gegenüber, dass die Mehrheit der französischen Journalisten heute in der Zeitschriftenpresse tätig sind, die stark auf Visualität sowie Kreativität setzt und sich den aktuellen Erfordernissen angepasst hat.

Susanne Lachenicht, Lehrbeauftragte am Historischen Seminar der Universität Hamburg mit dem Arbeitsbereich Außereuropäische Geschichte, hebt im Beitrag „Die neue Visualität der Zeitschrift im frühen 20. Jahrhundert und die culture de masse“ eingangs hervor, dass die „Flut der Bilder“ nicht erst, wie häufig angenommen, in den 1920er Jahren auftritt, sondern schon gegen Ende des 19. sowie zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Anhand einer Vielzahl von deutschen und französischen Zeitschriften, unterlegt mit statistischen Angaben (teilweise aus Dissertationen der 40er Jahre) und angereichert mit eigenen Bildbeispielen, gelingt es ihr, Ähnlichkeiten

bezüglich der Entwicklung der Bildsprache in Technik und Ausdrucksform nachzuweisen. Beeindruckend fällt ihre Argumentation aus, dass nur wenige Zeitschriften wie etwa die „Berliner Illustrierte Zeitung“ die *culture de masse* allmählich beeinflussen konnten.

Der vierte Beitrag trägt den Titel „Fotografen des globalen Dorfs?“ Verfasst von Jens Jäger, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Kulturwissenschaftlichen Forschungskolleg „Medien und Kulturelle Kommunikation“ an der Universität Köln, beschäftigt er sich mit Bildjournalismus der 1920er und 30er Jahre. „Adressierungsprozesse“ sind es, denen der Autor zusätzlich zur Frage, ob sich französischer und deutscher Bildjournalismus unterschieden haben, auf den Grund geht. Ausgehend von den in der Fachliteratur zugänglichen Übersichten und eigenen Stichproben von „Vu“ und der „Berliner Illustrierten Zeitung“ beweist Jäger, dass sich der Bildjournalismus in beiden Ländern – wie übrigens auch in anderen – auf formaler sowie thematischer Ebene glich; dies im Kontext des internationalen Marktes der Pressefotografie. Seine Analyse der Phänomene Bildjournalismus und journalistische Fotografie löst sich von individuell gestalterischen Aspekten, von der Konzentration auf Fotografenpersönlichkeiten, die ökonomische und organisatorische Seiten des journalistischen Fotografierens außer Acht lässt. Anstelle der pauschalen Annahme eines gesellschaftlichen „Bedürfnisses“, das bloß konstatierte, aber nichts erklärte und die gesamten Auswahlprozesse ausblende, die auf Seiten der Fotografen und Redaktionen wirksam waren, schlägt er das Konzept der Adressierung vor. Mithilfe dessen schlüsselt er überzeugend die vielfältigen Beziehungen zwischen den Akteuren auf, die den Weg einer Fotografie zu einer Illustrierten bestimmten.

Ebenso reich illustriert wie der Beitrag von Jäger sind die Darstellungen von Rainer Prass, 2004 Gastprofessor am Maison des Sciences de l'Homme, von der Agitation und öffentlichen Funktion der sozialistischen Presse im frühen 20. Jahrhundert, ausgehend von einem diffizilen Spannungsverhältnis: Auf der einen Seite standen die politischen Ansprüche sozialistischer Politiker an ihre Presse, auf der anderen Seite drohte der sozialistischen Presse die neue Konkurrenz der Massenpresse. In Deutschland wie in Frankreich, so der vermutlich auch für eine Analyse österreichischer Verhältnisse aufschlussreiche Succus dieses Beitrags: Um das Spannungsverhältnis zu lindern und angepeilte Lesergruppen zu binden, produzierten die sozialistischen Bewegungen auflagenstarke Spezialzeitschriften, zu denen Satirezeitschriften gehörten. In diesen wiederum spielten Karikaturen eine bedeutende Rolle, erleichterten sie

doch Arbeiterinnen und Arbeitern die Lektüre ihnen anliegender Themen während der kargen Freizeit.

Der Beitrag von Philippe Viallon, Professor an der Universität Genf, gemahnt an das in unserem Fach so sorglich behandelte Riepl'sche Gesetz. Er fragt nach den Veränderungen in französischen und deutschen Nachrichtenmagazinen in der zunehmend stärker werdenden televisuellen Gesellschaft, ausgehend von der wagemutigen These, dass die Verbindung zwischen TV und Presse viel stärker war, als „Pressefachleute“ dies wahrhaben möchten. Im ersten Teil seiner Untersuchung fasst er ökonomische und historische Aspekte zusammen, deren Zusammenwirken eine komplexe Beziehung zwischen Nachrichtenmagazinen und Fernsehen glaubwürdig macht. Im zweiten Teil erhellt er anhand einer semiolinguistischen Analyse der Schlagzeilen zwei optische Entwicklungsschübe im „Spiegel“ und „Focus“ sowie im „L'Express“ und „Le Nouvel Observateur“ – dies abhängig vom Durchbruch des TV in den 1960er Jahren sowie von der Entwicklung privater Fernsehsender in den 1980/1990er Jahren. Auch diese Untersuchung wäre es wert, auf österreichische Verhältnisse übertragen zu werden.

Der Schlussbeitrag mit dem Titel „Paris – München – Berlin: Illustrierte humoristisch-satirische Journale im Wandel des Zeitgeistes (1871-2005)“ stammt von Ursula Koch, emeritierte Professorin für Kommunikationswissenschaft in München. Koch, die bereits mit mehreren Publikationen über derartige Journale in Erscheinung getreten ist, spannt gemäß dem sehr groß gewählten Zeithorizont einen illustrativen Bogen, mithilfe dessen sie unter anderem vor Augen führt, dass satirische Blätter als wertvolle Quelle für die politische und Mentalitätsgeschichte beider Länder zu betrachten sind. Ihr bis in die jüngste Vergangenheit komparatistisch angelegter Beitrag endet mit den Sätzen: „Allen Unkenrufen zum Trotz ist das Witzblatt nicht tot. Es lebe das Witzblatt!“

Den ersten Teil des Bandes beschließt eine von Clemens Zimmermann unter Mitarbeit von Martin Schreiber zusammengestellte Auswahlbibliographie zur Geschichte der deutschen und französischen Publikumszeitschriften des 20. Jahrhunderts. (S. 185-192) Der zweite Teil – er erstreckt sich von S. 195 bis 282 – offeriert Rezensionen von Neuerscheinungen auf dem deutschen und französischen Buchmarkt, die von geschichtswissenschaftlichen, literarischen, künstlerischen, politischen sowie Migrations- und Medienthemen handeln.

Wolfgang Duchkowitsch

CHRISTOPH JACKE, SIEGFRIED J. SCHMIDT, EVA KIMMINICH (HRSG.): *Kulturschutt. Über das Recycling von Theorien und Kulturen*. Bielefeld: transcript Verlag 2006, 361 Seiten

„Hat unsere Gesellschaft also ihr Gedächtnis auf den Müll geworfen, werden Erinnerungen in Zeiten von Massenmedien vor allem als überflüssiger Ballast, als zu entsorgender Schutt verstanden?“ (S. 308), fragt Martin Zierold in seinem Beitrag und schließt ein Plädoyer für eine neue Perspektive auf die Funktion und Rolle des Gedächtnisses und der Erinnerung in einer gelebten Medienkultur an. Darin komprimiert sich das Programm des Buches, wie es zu Beginn des Bandes ausbreitet wird, auf die zentralen zu klärenden Ungewissheiten: Mit welchen Begriffen von Kultur, Schutt, Müll und Recycling man operiert, welche Voraussetzungen mitzudenken sind um Reste als Reste von etwas und Abfall als von etwas abgefallen zu benennen und inwieweit mit der Rückführung eines Rohstoffes in den Verwertungszyklus „Kultur“ etwas Neues entsteht oder in welchem Ausmaß es noch auf frühere Bedeutungen und Kontexte festgemacht werden kann. Wieweit es zur Erinnerung daran gebraucht und durch Erinnerung daran mit aktuellen Bedeutungen gespeist wird.

Kulturschutt, das ist ein Begriff aus der Archäologie, der „Ausgrabungsschutt und damit eine rudimentäre Form des kulturellen Erbes als Bestandteil der Tradition einer Gesellschaft bezeichnet“ (S. 31) und hier eine Wieder- und Neuverwendung findet. Es handelt sich bei diesem Band also um eine kleine *Archäologie des Wissens*, des Wissens um den Wiedergang, die Einverleibung und die Verdauung von Theoriekonzepten und kulturellen Symbolen, Bedeutungen und Verständigungssystemen. Angesetzt wird der Spaten dazu von „disziplinlos aus diversen Disziplinen“ (S. 15) eingeladenen Autoren an zwei verschiedenen Grabungsstätten, wodurch sich eine Zweiteilung des Bandes ergibt, in der zunächst konzeptionelle Grundlagen ausgehoben und anschließend Splitter von konkreten Fallstudien aufgeschüttet werden. Orientierung wird bei diesen Grabungen durch das von S. J. Schmidt entworfene Konzept von „Kultur als Programm gesellschaftlich relevanter Bezugnahmen auf das Wirklichkeitsmodell einer Gesellschaft“ geschaffen. Schmidt eröffnet den Grundlagenteil mit dem Aufsatz „Kultur der Kulturen“, in welchem er eine dick konzentrierte Fassung seines bekannten theoretischen Programms einer Kultur, die nicht gegeben ist, sondern sich auf dem Wege konkreter Handlungen –

lernunwillig, aber lernfähig – vollzieht, anbietet. Müll und Schutt werden als „diskursive Fiktionen, die eine bestimmte Differenz markieren“, (S. 33) beschrieben, die sich kulturell programmiert mit dem Wandel der Diskurse ebenfalls wandeln. Das Verständnis dessen, was als Müll oder Schutt von Kultur verstanden werden kann und somit Grundlage einer Differenzierung zu dem was Nicht-Müll ist, resultiert selbst aus der vollzogenen diskursiven Anwendung von Kulturprogrammen und befindet sich damit in stetiger Veränderung und Unabgeschlossenheit. Der nachfolgende Text von Eva Kimminich überträgt das Schmidtische Kulturmodell auf den Beobachtungshorizont von Jugendszenen und deren sinngebenden und identitätsfestigenden Verzehr, Wandel und Gebrauch von Symbolen und kulturellen Codes. Begriffsgeschichtlich erinnert sie daran, dass die „Jugend“ keine bio- oder psychologische Konstante, sondern ein historisch wandelbares Konstrukt ist, das wiederum speziell durch die Differenzierung zu dem, was sie nicht ist (nicht mehr Kind, noch nicht Erwachsener), abgestützt wird. Jugend also als eine Differenzierungsleistung, die es erlaubt, sie als eine „Mentalitätsgeschichte der Generationenfolge“ (S. 63) zu betrachten: Das für die eigene Identitätsbildung wichtige Unterscheiden der eigenen kulturellen Anwendungspraxis von den Praxen der vorangegangenen Generation muss dabei freilich, um tatsächlich brauchbar zu werden nicht nur gegen die älteren oder jüngeren aufrecht erhalten werden, sondern vorrangig auch innerhalb des Konstruktes Jugend Feinjustierungen und Ausdifferenzierungen zulassen – und dies gerade dann und dort, wo auf ein ähnliches oder identisches Ensemble von Szenecodes berufen wird. Hier ist es, wie Kimminich darlegt, der richtige und authentische Gebrauch der Codes und Symboliken, der den Zugehörigen vom Fake oder Poser unterscheidet, der Anschlussfähigkeit an die Kommunikation der Gruppe aufbaut oder abbricht. Kimminich schließt mit der Einsicht, dass die individuelle (re-)kreative Nutz- und Veränderbarkeit kultureller Formen durch das Subjekt und die so in Gang gesetzten auf Kulturprogramme und Wirklichkeitsmodelle rückwirkenden Veränderungen in künftigen Auseinandersetzungen stärker zu berücksichtigen sein werden. Mit dieser Forderung nach verstärktem Augenmerk auf die Praxen der Bezugnahme auf und Neudeutung von kulturellen Artefakten, Konzepten und Sinnmustern leitet sie zu einer im Buch implizit enthaltenen Debatte über, die sich als verbindende Linie in den Beiträgen von Christoph Jacke (Popmusik als Seismograph. Über den Nut-

zen wissenschaftlicher Beobachtung von Pop), Andreas Hepp (Deterritoriale Vergemeinschaftungsnetzwerke: Jugendkulturforschung und Globalisierung der Medienkommunikation) und Mark Terkessidis (Distanzierter Forscher und selbstreflexive Gegenstände. Zur Kritik der Cultural Studies in Deutschland) entfaltet. Es geht dabei kurz gebrochen um die die Wissenschaft schon lange begleitenden Fragen, womit sich ernstzunehmende Wissenschaft beschäftigen soll und darf und welche wichtigen Perspektiven durch den (im Sinne Enzensbergers) Luxus dieser Berührungangst mit bestimmten beobachtbaren Phänomenen verloren gehen, wie nah oder distanziert Wissenschaft ihrem Betrachtungsgegenstand dabei zu sein hat ohne zu dilettieren oder in reine Affirmation zu verfallen und nicht zuletzt auch um die Überlegung, wie viel Freude am eigenen Forschungsmaterial zulässig ist, um als seriös zu gelten. Jacke nennt, ausgehend von einer autobiographischen Anekdote rund um die ambivalenten Erfahrungen, die er angesichts seiner Magisterarbeit dereinst machen konnte, vier mögliche Begründungen für das Problem, mit der „ernsthaften Behandlung eines unterhaltsamen Medienphänomens“ innerhalb der Wissenschaft immer ein wenig randständig und außerhalb der ersten, wirklichen Wissenschaft zu bleiben. Und zwar ganz gleich ob man nun dafür abschätzig belächelt wird oder liebevoll als Querkopf ebenfalls in einer Schublade der fachlichen Wertschätzungen landet. Jacke macht dafür die Neuheit/Fremdheit sowie den stetigen Wandel des Beobachtungsfeldes und die damit verbundene Konfusion und Unübersichtlichkeit, die Mutationsgefahr (vom Fan zum Wissenschaftler und wieder zurück), und die Gefahr, als Wissenschaftler zum künstlichen Nicht-Teilnehmer, der zwar beobachtet, die Phänomene aber nur sammelt und nicht entsprechend erfassen und verarbeiten kann, zu werden, verantwortlich. Gerade dieser letzte der möglichen Gründe wird von Terkessidis zu einer recht heftigen Abrechnung mit den Cultural Studies, wie sie in Deutschland betrieben werden, herangezogen und lässt ihn die Frage aufwerfen, ob es sich dabei im ursprünglichen Verständnis des methodischen Ansatzes überhaupt noch um solche handelt (S. 152). Weniger scharf, doch auch ähnlich stellt Andreas Hepp – ehe er auf die für seine Interessenlage charakteristischen Aspekte der Veränderung im Zuge einer fortlaufenden Deterritorialisierung von Medienkulturphänomenen eingeht – in Frage, ob es nicht durch den Boom, den die Cultural Studies erfahren haben, zu einer Banalisierung des vormals hochpolitischen, auf Verände-

rung zielenden Ansatzes zu einem reinen „Feiern des Populären“ gekommen sei. Die Selbstreflexivität und wiederholte kritische Kontextualisierung der eigenen Rolle im Forschungsprozess sei abgeschwächt worden und die eigene problematisch erlebte Anwendungspraxis als Ausgangspunkt für Erkenntnisinteressen hätte oftmals der Beliebigkeit weichen müssen. Terkessidis bemängelt entsprechend die oftmals „hölzerne“ Herangehensweise von Forschern, die sich mit Kulturformen befassten, die ihnen selbst fremd erscheinen und die sie daher mit dem „Ethnologenblick des 19. Jahrhunderts“ betrachten würden. Wenn er dann allerdings soweit geht, einer Kollegin – deren Umgang mit ihrem Thema Fangemeinschaften im Internet gemäß seiner Schilderungen tatsächlich ein wenig unglücklich erscheint – mitzugeben, dass es für sie wohl nahe liegender gewesen wäre, sich für die neuen Lesegewohnheiten von Frauen zu interessieren (S. 156), dann werden die Schwächen seines rigoros geforderten Reinheitsgebotes virulent. Es zeigt sich an dieser Diskussion jedoch sehr schön, dass was zuvor als typische Distinktionsstrategie innerhalb pokultureller Gruppen vorgestellt wurde – nämlich nicht nur den Gebrauch von Kulturwerkzeugen, sondern auch deren richtigen und adäquaten Einsatz als Unterscheidungsmerkmal zu bemühen – um festzustellen, wer wirklich dazugehört und wer nicht auch innerhalb der Wissenschaft in ähnlicher Weise gelebt wird. Die Selbstfindungs- und -behauptungsdiskurse werden dabei nicht nur gegenüber einem fachlichen oder theoretischen Außen konstruiert, sondern sind auch innerhalb der Studienprogramme durchaus vorhanden, um Authentizitätsgrade des Handelns zu definieren und zu sanktionieren – freilich ohne dass verbindliche Antworten gefunden werden könnten.

Die Fallbeispiele illustrieren vorderhand, in welchem weit verstreuten Bereichen Fragen von Recycling und wiederverwerteten Referenzen schlagend werden können. Sie reichen von internationalen Vergleichen der Bedeutung von Medienereignissen für verschiedene Generationen (Theo Hug), über Selbstversuche mit Musikvideoclips (Joachim Knappe), Mode als Kommunikationsmittel (Silke Hohmann) bis zur Werbung als einen der gierigsten Verschlinger und Verdauungsapparate kultureller Sinnmuster. Christoph Jacke und Guido Zurstiege thematisieren in ihrem Beitrag „Schöner Schrott: Werbe-Rauschen im Kulturprogramm“ die seltsam zwiespaltene Konvention Werbung, allgemein zwar als manipulativ und verderblich zu erachten, einzelne Werbespots aber durchaus als kulturelle Leistungen zu affirmieren.

Diese anhaltende Ambivalenz im Umgang mit dem Populären wird im Dieter Prokop-Zitat „Warum soll man nicht auch im Schutt der Kulturindustrie nach Wahrheit wühlen“ (S. 227) verfestigt. Die „bescheidener gewordene“ Kritik, die nicht mehr gegen den Pandämon des Ganzen gerichtet wird, sondern in jeder einzelnen Nutzung, auf jeden Einzelfall Anwendung findet ist, so lässt sich schließen, Mittel wider den manipulativen Schrecken der Kulturindustrie, wie er seit Horkheimer/Adorno beschworen wurde.

Angela Tillmann und Ralf Vollbracht wählen für ihre Überlegungen zu Ichfindung und jugendkulturellen Praktiken in virtuellen Gemeinschaften ein eher untypisches Beispiel, handelt es sich bei LizzyNet doch um eine vom Verein „Schulen ans Netz“ initiierte Plattform, nur für Mädchen, mit gestrenger Moderation und genauer Feststellung der Identität der registrierten User. Ein mit *Schule* konnotierbarer Raum mit klar definierten und überwachten Spielregeln als Raum des jugendkulturellen Identitätshandelns und der Differenzierung? Vielleicht für einige. Wird schließlich die Homepage der Userin *Frozen* innerhalb des Netzwerks näher betrachtet, so wird sie als eine Chance des geschützten Selbstentwurfes gewertet, die der Jugendlichen die Möglichkeit einräumt, sich „ohne männliche Betrachtung oder elterliche Kontrolle“ (S. 201) selbst zu gestalten. Dass der Wolf des pubertierenden Mädchens vor allem auch pubertierende Mädchen sind und die Entwürfe so keinesfalls geschützt erfolgen, scheint dabei übersehen worden zu sein. Inwieweit diesen Selbstentwürfen die angenommene Befreiung von Zwängen innewohnt oder wie stark sie eben doch wieder an Voraussetzungen gebunden sind, und gleich ob im selbst gewählten Nutzernamen oder in den Strategien der kritischen Selbstbeobachtung szenetypische Narrative bemüht und recycelt werden, bleibt ebenfalls wenig bedacht. Auch der Schluss, dass die virtuelle Gemeinschaft ein Probehandeln ohne Furcht vor „realen Sanktionen“ ermöglicht, scheint diskussionswürdig. Ein virtueller Avatar muss, um aufrechterhalten werden zu können, immer ein Maß an Überprüfbarkeit und Verbindlichkeit aufweisen, um in Kommunikationsakten eingesetzt werden zu können. Stößt der Selbstentwurf in der virtuellen Gemeinschaft auf Ablehnung und zieht Exklusion nach sich, so ist diese Konsequenz – der Verlust einer

Bühne zur Selbsterzählung – selbstredend real erfahrbar. Welche szenetypische Erzählstrategie bei *Frozen* möglicherweise zu bedenken gewesen wäre, zeigt der Beitrag Birgit Richards. Sie setzt sich mit einer speziellen Subkultur, jener der Gothics/Schwarzen, auseinander. Sorgsam beschreibt sie Symboliken und Reminiszenzen, die in dieser Kultur verdaut werden (wobei die ursprünglichen Verwendungszusammenhänge hier vielleicht sogar zu weit gehen und die Szene inzwischen nicht mehr externe Zeichen recycelt, sondern in einer Verwertungsschleife die Symbole der Szenevorbilder kontextuell neu arrangiert) auf, lässt sich dann aber dazu hinreißen, eine Typologie der unterschiedlichen Stilausprägungen in Fotos festzuhalten und damit die Szenecodes – ganz entgegen ihrer Argumentation im Text – weg von der gelebten Praxis auf rein äußerliche Attribute rückzuführen. Die Kommunikationsbesonderheiten einer Subkultur laufen damit Gefahr, zum Versandhauskatalog-Abziehbild zu werden.

Das Buch sammelt Momente einer lebendigen und lebhaften Debatte, die in Zu- und Umgang mit den Phänomenen sehr unterschiedlich agieren. Die grundsätzliche Wichtigkeit der thematischen Weitung vieler Blickwinkel, um nicht länger zwischen Unterhaltung und ernsthafter Information, zwischen Hoch- und Subkultur derart sortenrein zu unterscheiden, als ob diese (fiktiven) Gegensatzpaare in reiner Konkurrenz stünden und sich nicht auch ergänzen würden, wird aber durchweg deutlich gemacht. In Gesellschaften, die sich derart dominant über Medienangebote mitzuteilen und zu irritieren verstehen wie unsere, sind die Kenntnisse des einen an der De- und Recodierung des anderen beteiligt sind. Die gegenwärtige Verfasstheit der kulturellen Wirklichkeiten wird zunehmend dadurch beobachtbar, wie Zeichen, Symbole und Artefakte im Gegensatz zu früheren Verfasstheiten anders erzählt, neu- oder rückgedeutet, in neuen Zusammenhängen recycelt und neu bewertet, werden. Bei aller Kritik, die in einzelnen Momenten möglich wird, ist dieser Band, Spatenstich für Spatenstich, eine eindrucksvolle Evidenz für den *Nutzen der wissenschaftlichen Beobachtung* von Schutt, Müll und vermeintlichem Dreck.

Christian Schwarzenegger

20 Jahre

medien & zeit

Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart



**Sonderheft 2006 zum Jubiläum
20 Jahre *medien & zeit* mit
Register aller Beiträge und
AutorInnen 1986–2005**

Zu beziehen zum ermäßigten Einzelheftpreis
von € 2,50 (exkl. Versand) über

abo@medienundzeit.at

oder

www.medienundzeit.at

herausgegeben vom „Arbeitskreis für Historische Kommunikationsforschung (AHK)“

Neue Postadresse: Schopenhauerstraße 32, A-1180 Wien

Jahresabonnement (4 Hefte) für Studierende nur 12,80 € (Normalpreis 17,60 €)!

Bei Unzustellbarkeit
bitte zurück an:

ZN: 02Z033628 M

medien & zeit

Schopenhauerstraße 32
A-1180 Wien

P.b.b.,
Erscheinungsort Wien,
Verlagspostamt 1180 Wien,
2. Aufgabepostamt 1010 Wien

